



70. Band. Vierzigster Jahrgang. Oktober 1897—1898.
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 5 M. 75.
Redakteur: Ernst Schuber in Stuttgart.

Inhalt: „Stechlin“, Roman von Theodor Fontane (Fortsetzung). — In den Wormserbergen, von Alois Berg, I. Gattung. — „Herb“, Gedicht von G. Michael. — „Die Dampferheine“, Roman von Hermann Franke-Schlenkerlein. — „Vollt die Rindfleisch in mir kochen!“ von Adolf Mohrbach. — Die Pariser Verfallsblätter, von Eugen v. Jagow. — Gastina Bonijetti, in ihrem hundertsten Geburtstag, von E. H. — Zu unsern Willkern.

— Das Thuner Reducenecorps. — Schak. — Nützel. — Weibsbilder. — Pittaval. — Briefmadge. **Abbildungen:** Gauserie, nach dem Gemälde von R. Riemper. — „Vollt die Rindfleisch in mir kochen!“ Aus dem gleichnamigen Prosatext von Adolf Mohrbach, mit Bildern von Eduard Haeuserler. — Aufnahme eines Wormserbruchs bei Garzara. — Wormserbruch bei Garzara. — Nützel von Garzara.

Wormserbruch bei Garzara. — Robert von Wsd. der neue Bürgermeister von New York. — Von der deutschen Reichskasse. — In den neuen Romanen des „Litté“ und „Dunst“ unter Zuzug von „Soci“. Originalabdruck des Willk. — Schied, nach dem Gemälde von Eduard Haeuserler. — Der Gang des Grindwals auf den Nützel. — Auf Zeit und Wehen. — Sam. „Kaiserliche“ Zeit des Reducenecorps in Thun, 12. Oktober 1897.

Stechlin.

Roman von Theodor Fontane.

XVIII.

Dranken, unter dem Gezweige der alten Linden, fanden mehrere Kaleschwagen, aber der des Superintendenten fehlte noch, weil Kofeleger eine viel längere Sitzung erwartet und darauf hin seinen Wagen erst zu zehn Uhr bestellt hatte. Bis dahin war noch eine hübsche Zeit; der Superintendent indessen schien nicht unzufrieden darüber, und seines Amtsbruders Arm nehmend, sagte er: „Lieber Lorenzen, ich muß mich, wie Sie sehen, bei Ihnen zu Gast laden. Als Unverheirateter werden Sie, so hoffe ich, über die Störung leicht hinwegkommen. Die Ehe bedeutet in der Regel Segen, aber die Nichte hat auch ihre Segnungen. Unsere guten Frauen entschlossen sich dieser Einsicht, und dieser unbedingte Glauben an sich und ihre Wichtigkeit hat oft was Mührendes.“

Lorenzen, der sich — bei völliger Würdigung der Gaben seines ihm vorgelegten und zugleich gern einen spöttischen Ton einschlagenden Amtsbruders — im allgemeinen nicht viel aus ihm machte, war diesmal doch mit allem einverstanden und nickte, während sie, schräg über den Platz fort, auf die Pfarre zuschritten.

„Ja, diese Einbildungen,“ fuhr Kofeleger fort, zu dessen Lieblingsgesprächen dies Thema gehörte. „Gewiß ist es richtig, daß wir samt und sonders von Einbildungen leben, aber für die Frauen ist es das tägliche Brot. Sie malträtieren ihren Mann und sprechen dabei von Liebe, sie werden malträtirt und sprechen erst recht von Liebe; sie sehen alles so, wie sie's sehen wollen, und vor allem haben sie ein Talent, sich mit Tugenden auszurüsten (erlassen Sie mir, diese Tugenden aufzuzählen), die sie durchaus nicht besitzen. Unter diesen meist nur in der Vorstellung existierenden Tugenden befindet sich auch die der Gastlichkeit, wenigstens hierlandes. Und nun gar unsere Pfarrmütter! Eine jede hält sich für die heilige Elisabeth mit den bekannten Worten im Korb. Haben Sie übrigens das Bild auf der Wartburg gesehen? Unter allen Schwindschen Sachen sieht es mir so ziemlich obenan. Und in Wahrheit, um auf unsere Pfarrmütter zurückzukommen, liegt es doch so, daß ich mich bei pastorlichen Jungesellen immer am besten aufgehoben gefühlt habe.“

Lorenzen lachte. „Wenn Sie nur heute nicht widerlegt werden, Herr Superintendent.“

1898 (No. 70).



Gauserie.

Nach dem Gemälde von R. Riemper.

Photographie-Verlag von J. Lohm in Bonn.

„Ganz undenkbar, lieber Lorenzen. Ich bin noch nicht lang in dieser Gegend, in meinem guten Quaden-Gemmersdorf da drüben, aber wenn auch nicht lange, so doch lange genug, um zu wissen, wie's hier herum aussieht. Und Ihr Renomme... Sie sollen so was von einem Feinschmecker an sich haben. Kann ich mir übrigens denken. Sie sind Keßheitstus, und das ist man nicht ungestraft, am wenigsten in Bezug auf die Junge. Ueberhaupt das Keßheitstus. Für manchen freilich ein Unglück. Das Haus hier vor uns ist wohl Ihr Saalhaus? Keßheitstus und kein Feines Gardine, das ist immer 'ne preussische Schulte. So wird bei uns die Volksseele für das, was schön ist, groß gezogen. Aber es kommt auch was dabei heraus! Münter wundert's mich nur, daß sie die Bienen aus der Zeit Friedrich Wilhelms I. nicht mehr konservieren. Eigentlich war das doch das Ideal. Graue Wand, hundert Löcher drin und unten großes Hauptloch. Und natürlich ein Schilberhaus daneben. Letzteres die Hauptsache. Schade, daß so was verloren geht. Uebrigens rettet hier der grüne Stafetengann das Ganze... Wie heißt doch der Lehrer?“

„Krippenstapel.“
 „Nichtig, Krippenstapel. Kayler nannte ihn ja während der Sitzung mit einer Art Kolomb. Ich erinnere mich noch, wie mir der Name wohlthat, als ich ihn das erste Mal hörte. So heißt nicht jeder. Wie kommen Sie mit dem Namen aus?“

„Sehr gut, Herr Superintendent.“
 „Hren mich aufrichtig. Aber es muß ein Kunststück sein. Er hat ein Gesicht wie 'ne Gule. Dabei so was Steifeitones und zugleich Selbstbewußtes. Der richtige Lehrer. Meiner in Quaden-Gemmersdorf war ebenso. Aber er läßt nun schon ein bißchen nach.“

Unter diesen Worten waren sie bis an die Pforte gekommen, in der man, ohne daß ein Note vorausgeschickt worden wäre, doch schon wußte, daß der Herr Superintendent mit erscheinen würde, — nur wenige Minuten, die trotzdem für Frau Kullide (eine Lehrerswitwe, die Lorenzen die Wirtschaft führte) ausgereicht hatten, alles in Schick und Ordnung zu bringen. Auf dem länglichen Hausflur, an dessen äußerstem Ende man gleich beim Eintreten die blinzbunte Kullide sah, brannten ein paar helle Paraffinleuchten, während rechts daneben, in der offenstehenden Stuhlerstube, eine große Lampe mit grünem Marmorfuß ein gedämpftes Licht gab. Lorenzen schob den Sofastuhl, darauf Zeitungen hoch aufgeschichtet lagen, ein wenig zurück und bat Kofeleger, Platz zu nehmen. Aber dieser, eben jetzt das große Bild bemerkend, das in beinahe reicher Umrahmung über dem Sofa hing, nahm den ihm angebotenen Platz nicht gleich ein, sondern sagte, sich über den Tisch vorbeugend: „Ah, gratuliere, Lorenzen. Kreuzabnahme; Auhens. Das ist ja ein wunderschöner Stuch. Ober eigentlich Maanatina. Vergleichen wird hier wohl im siebenmeiligen Umkreis nicht oft getroffen werden, nicht einmal in dem etwas heraufgeputzten Rheinsberg; in Rheinsberg war man für Wattenische Kreuzabnahmen auf einer Schaufel, aber nicht für Kreuzabnahmen und dergleichen. Und stammt auch sicher nicht aus dem sogenannten Schloß Ihres liebenwürdigen alten Herrn drüben, Meientathe mit Mastagel davor. Ah, wenn ich diese Mastageln sehe. Und dann das hier! Wissen Sie, Lorenzen, das Bild ruft mir eine schöne Stunde meines Lebens zurück, einen Reisetag, wo ich mit Großfürstin Wera vom Haag aus in Antwerpen war. Da sah ich das Bild in der Galerie. Gleich am Eingang. Waren Sie da?“

Lorenzen verneinte.
 „Das wäre was für Sie. Dieser Auhens. Es heißt immer, daß er nur Flamänderinnen hätte malen können. Nun, das wäre wohl auch nicht das Schlimmste gewesen. Aber er konnte mehr. Sehen Sie den Christus. Und hier die Gestalt der Maria. Wohl jedem, der draußen war, und zu dem die Welt mal in andern Jungen redete! Hier blüht der Silberbogen, Lärche links, Nüsse rechts. Ah, Lorenzen, es ist traurig, hier verschauern zu müssen.“
 „Als er so gesprochen, ließ er sich, vor sich hinstarrend, in die Sofa-Ecke nieder, ganz wie in andre Zeiten verloren, und sah erst wieder auf, als ein junges Ding ins Zimmer trat, groß und schlank und blond, und Lorenzen verlegen und erdend etwas zusäuferte.“

„Meine gute Frau Kullide,“ sagte Lorenzen, „läßt eben fragen, ob wir unsern Zuhilf im Nebenzimmer nehmen wollen? Ich möchte beinahe glauben, es ist das beste, wir bleiben hier. Es heißt zwar, ein Gemmer müsse kalt sein. Nun, das hätten wir nebenan. Ich persönlich finde jedoch das Temperierte besser. Aber ich bitte, bestimmen zu wollen, Herr Superintendent.“

„Temperiert. Mir aus der Seele gesprochen. Also wir bleiben, wo wir sind... Aber sagen Sie mir, Lorenzen, wer war das entzündende Geschöpf? Wie ein Bild von Straus. Halb Prinzeß, halb Koffschöpfchen. Wie alt ist sie denn?“

„Siebzehn. Eine Nichte meiner guten Frau Kullide.“
 „Siebzehn. Ah, Lorenzen, wie Sie zu beneiden sind. Immer solche Menschenblüte zu sein. Und siebzehn, sagen Sie. Ja, das ist das Eigentliche. Siebzehn hat noch ein bißchen den Eierchalen- und Einsegnungscharakter, und achtzehn ist schon wieder alltäglich. Siebzehn kann jeder sein. Aber siebzehn. Ein wunderbarer Mittelzustand. Und wie heißt sie?“

„Eufriede.“
 „Auch das noch.“
 Lorenzen wiegte den Kopf und lächelte.

„Ja, Sie lächeln, Lorenzen, und wissen nicht, wie gut Sie's haben in dieser Ihrer Waldpfarre. Was ich hier sehe, heimelt mich an, das ganze Dorf, alles. Wenn ich mir da beispielsweise den Tisch wieder vergegenwärtige, dran wir, drüben im Krug, vor einer halben Stunde gefessen haben, an der linken Seite dieser Krippenstapel (er sei, wie er sei) und an der rechten Seite dieser Wolf Strafe. Das sind ja doch lauter Größen. Denn das Größte hat eben auch seine Größen und nicht die schlechtesten. Und dazu dieser Kayler mit seiner Ermyntud. All das haben Sie nicht um sich her und dazu dies Kind, diese Eufriede, die hoffentlich nicht Kullide heißt, — sonst bräht freilich mein ganzes Begeisterungsgebäude wieder zusammen. Und nun nehmen Sie mich, Ihren Superintendenten, das große Kirchenlicht dieser Gegend! Alles nackte Prosa, widerhaarige Kollegen und Amtsbrüder, die mir nicht verzeihen können, daß ich im Haag war und mit einer Großfürstin über Land fahren konnte. Glauben Sie mir, Großfürstinnen, selbst wenn sie Mängel haben (und sie haben Mängel), find mir immer noch lieber als das Landgewächs von Quaden-Gemmersdorf, und mühten H mir zu Mut, als gäbe es keine Weltordnung mehr.“

„Aber Herr Superintendent...“
 „Ja, Lorenzen, Sie sehen ein übertrafftes Gesicht auf und wundern sich, daß einer, für den die hohe Akerisei so viel gethan und ihn zum Superintendenten in der geeigneten Mittelmarke und der noch geeigneteren Größkraft Kuyppin gemacht hat, — Sie wundern sich, daß solch zehnmal Glücklicher solchen Hochverrat redet. Aber bin ich ein Glücklicher? Ich bin ein Unglücklicher...“

„Aber Herr Superintendent...“
 „... Und möchte, daß ich eine Hundertundfünfzig-Seelen-Gemeinde hätte, sagen wir auf dem 'toten Mann' oder in der Tuzler Felde. Sehen Sie, dann wär' es vorbei, dann wüß' ich bestimmt: du bist in den Stat gelegt! Und das kann unter Umständen ein Trost sein. Die Leute, die Schiffbruch gelitten und nun in einer Isolierzelle sitzen und Lüten heben oder Wölle zupfen, das sind nicht die Unglücklichen. Unglücklich sind immer bloß die Halben. Und als einen solchen habe ich die Ehre mich Ihnen vorzustellen. Ich bin ein Halber, vielleicht sogar in dem, worauf es ankommt; aber lassen wir das, ich will hier nur vom allgemein Menschlichen sprechen. Und daß ich auch in diesem Menschlichen ein Halber bin, das quält mich. Ueber das andre läßt' ich vielleicht weg.“

Lorenzens Augen wurden immer größer.
 „Sehen Sie, da war ich also — verzeihen Sie, daß ich immer wieder darauf zurückkomme — da war ich also mit siebenundzwanzig im Haag und kam in die vornehme Welt, die da zu Hause ist. Und da war ich denn heut in Amsterdam und morgen in Scheveningen und den dritten Tag in Gent oder in Brügge. Brügge, Relauensdrecht, Hans Memling — so was müßten Sie sein. Was sollen uns die ewigen Markgrafen oder gar die faule Grette? Mancher, ich weiß wohl, ist zum Eremiten

geboren. Ich aber nicht. Ich bin von der andern Seite; meine Seele hängt an Leben und Schönheit. Und nun spricht da draußen all dergleichen zu einem, und man traut sich damit und hat einen Ehrgeiz, nicht einen Kindischen, sondern einen echten, der höher hinauf will, weil man da wirken und schaffen kann, für sich gewiß, aber auch für andre. Danach dürftet einen. Und nun kommt der Becher, der diesen Durst stillen soll. Und dieser Becher heißt Quaden-Gemmersdorf. Das Dorf, das mich umgibt, ist ein großes Bauerndorf, aufgesteifte Leute, geschwollen und hartherzig, und natürlich so trocken und trivial, wie die Leute hier alle sind. Und noch stolz darauf. Ah, Lorenzen, immer wieder, wie beneide ich Sie!“

Während Kofeleger noch so sprach, erschien Frau Kullide. Sie hob die Zeitungen zurück, um zwei Couverts legen zu können, und nun brachte sie den Rotwein und ein Cabaret mit Brätchen. In dünngefälligen große Gläser schenkte Lorenzen ein, und die beiden Amtsbrüder stießen an „auf bessere Zeiten“. Aber sie dachten sich sehr Verchiedenes dabei, weil sich der eine nur mit sich, der andre nur mit andern beschäftigte.

„Wir könnten, glaub' ich,“ sagte Lorenzen, „neben den 'besseren Zeiten' noch dies und das leben lassen. Zunächst Ihr Wohl, Herr Superintendent. Und zum zweiten auf das Wohl unsers guten alten Stuchlin, der uns doch heute zusammengeführt. Ob wir ihn durchbringen? Kayler that so sicher und Kluckhahn und Krippenstapel nun schon ganz gewiß. Aber ich habe trotzdem Zweifel. Die Konservativen — ich kann kaum sagen, unsere Parteigenossen, oder doch nur in sehr bedingtem Sinne — die Konservativen sind in sich gespalten. Es giebt ihrer viele, denen unser alter Stuchlin um ein gut Teil zu sanft ist. 'Portiter in re, suaviter in modo,' hat neulich einer, der sich auf Bildung anspricht, von dem Alten gesagt, und von 'suaviter,' wenn auch nur 'in modo,' wollen alle diese Herren nichts wissen. Unter diesem Ultra ist natürlich auch Gundermann auf Siebenmühlen, der Ihnen vielleicht bekannt geworden ist...“

„Versteht sich. War neulich bei mir. Ein Mann von drei Lebensarten, von denen die zwei besten aus der Wasserläuferphäre genommen sind.“
 „Nun, dieser Gundermann, wie immer die Dummheit, ist zugleich Intrigant, und während er vorgiebt, für unsere guten alten Stuchlin zu werben, trost er den Leuten Gift ins Ohr und erzählt ihnen, daß er feil sei und seinen Schneid habe. Der alte Stuchlin hat mehr Schneid als sieben Gundermanns. Gundermann ist ein Bourgeois und ein Paroem, also so ziemlich das Schlechteste, was einer sein kann. Ich bin schon zufrieden, wenn dieser Jämmerling unterliegt. Aber um den Alten bin ich besorgt. Ich kann nur wiederholen: es liegt nicht so günstig für ihn, wie die Gegend hier sich einbildet. Denn auf das arme Volk ist kein Verlaß. Ein Versprechen und ein Normus, und alles schnappt ab.“
 „Ich werde das meine thun,“ sagte Kofeleger mit einer Mischung von Pathos und Wohlwollen. Aber Lorenzen hatte dabei den Eindruck, daß sein Quaden-Gemmersdorfer Superintendent bereits ganz andern Wäldern nachging. Und so war es auch. Was war für Kofeleger diese traurige Gegenwart? Ihn beschäftigte nur die Zukunft, und wenn er in die hinein sah, so sah er einen langen, langen Korridor mit Oberlicht und am Ausgang ein Klingelgeschild mit der Aufschrift: „Dr. Kofeleger, Generalsuperintendent.“

So ziemlich um dieselbe Stunde, wo die beiden Amtsbrüder „auf bessere Zeiten“ anstießen, hielt Kaylers Büschwagen — die Sterne blinkten schon — vor seiner Oberförsterei. Das Wärfen der Hunde, das, solange der Wagen noch weit ab war, unangeseht über die Waldwälder hingestungen war, verkehrte sich mit einem Male jetzt in winziges Gebeul und wunderliche Freudenrufe. Kayler sprang aus dem Wagen, hing den Hut an einen im Flur stehenden Ständer (von den ewigen „Geweißen“ wollte er als feiner Mann nichts wissen) und trat gleich danach in das an der linken Flurseite gelegene, matt erleuchtete Wohnzimmer seiner Frau. Das gedämpfte Licht ließ sie noch blässer erscheinen, als sie war. Sie hatte sich, als der Wagen hielt, von ihrem Sofaflach erhoben und kam ihrem Manne, wie sie regelmäßig zu thun pflegte, wenn er aus dem Walde zurückkam, zu freundlicher

Begrüßung entgegen. Ein als Weihnachtsgeheimnis für eine jüngere Schwester bestimmtes Portmuth, in das sie eben die letzte Binde der Typp-Büchsensteinischen Krone hineinsteckte, hatte sie, bevor sie sich vom Sofa erhob, aus der Hand gelegt. Sie war nicht schön, dazu von einem lympthatisch-sentimentalen Ausdruck, aber ihre staltliche Haltung und mehr noch die Art, wie sie sich kleidete, ließen sie doch als etwas durchaus Apartes und beinahe Fremdländisches erscheinen. Sie trug, nach Art eines Morgenrothes, ein glatt herabhängendes, leis gelbgetöntes Wollkleid und als Eigentümlichkeit einen aus demselben gelblichen Wollstoff hergestellten Kopfschmuck, von dem es unsicher blieb, ob er einen Turban oder eine Krone darstellen sollte. Das Ganze hatte etwas Gewolltes, war aber neben dem Auffälligen doch auch wieder fleißsam. Es sprach sich ein Talent darin aus, etwas aus sich zu machen.

„Wie glücklich bin ich, daß du wieder da bist,“ sagte Ermyntrud. „Ich habe mich recht gebaut, diesmal nicht um dich, sondern um mich. Ich muß dies gewöhnlich geübt. Es waren recht schwere Stunden für mich, die ganze Zeit, daß du fort warst.“

Er küßte ihr die Hand und führte sie wieder auf ihren Platz zurück. „Du darfst nicht sehen, Ermyntrud. Und nun bist du auch wieder bei der Stiererei. Das strengt dich an und hat, wie du weißt, auf alles Einfluß. Der gute Doktor sagte noch gestern, alles sei im Zusammenhang. Ich seh' auch, wie blaß du bist.“

„O, das macht der Schmerz.“

„Du willst es nicht wahr haben und mir nichts sagen, was vielleicht wie Vorwurf klingen könnte. Ich mache mir aber den Vorwurf selbst. Ich möchte hier bleiben und nicht hin zu dieser Stechliner Wählerversammlung.“

„Du müßtest hin, Wladimir.“

„Ich rechne es dir hoch an, Ermyntrud, daß du so sprichst. Aber es wäre schließlich auch ohne mich gegangen. Kofeleger war da, der konnte das Präsidium nehmen so gut wie ich. Und wenn der nicht wollte, so konnte Terzinpeter Gbelus einspringen. Oder vielleicht auch Krippenkapel. Krippenkapel ist doch zuletzt der, der alles macht. Jedenfalls liegt es so, wenn es der eine nicht ist, ist es der andre.“

„Ich kann das zugeben. Wie könnte sonst die Welt bestehen? Es gibt nichts, was uns so Demut predigt wie die Wahrnehmung von der Entbehrlichkeit des einzelnen. Aber darauf kommt es nicht an. Worauf es ankommt, das ist Erfüllung unsrer Pflicht.“

Katler, als er dies Wort hörte, sah sich nach einem etwas um, das ihn in den Sinn gesetzt hätte, dem Gespräch eine andre Wendung zu geben. Aber, wie stets in solchen Momenten, das, was retten konnte, war nicht zu finden, und so sah er denn wohl, daß er einem Vortrage der Prinzessin über ihr Lieblingsstigma „von der Pflicht“ verfallen sei. Dabei war er eigentlich hungrig.

Ermyntrud wies auf ein Taburet, das sie mittlerweile neben ihren Sofaplatz geschoben, und sagte: „Daß ich immer wieder davon sprechen muß, Wladimir. Wir leben eben nicht in der Welt um unsers, sondern um anderer willen. Ich will nicht sagen um der Menschheit willen, was eitel klingt, wie wohl es eigentlich wohl so sein sollte. Was uns obliegt, ist nicht die Lust des Lebens, auch nicht einmal die Liebe, die wirkliche, sondern lediglich die Pflicht.“

„Gewiß, Ermyntrud. Wir sind einig darüber. Es ist dies außerdem auch etwas Speziell Preussisches. Wir sind dadurch vor andern Nationen ausgezeichnet, und selbst bei denen, die uns nicht begreifen oder übelwollen, dämmert die Vorstellung von unsrer daraus entspringenden Ueberlegenheit. Aber es giebt doch Unterschiede, Grade. Wenn ich statt zu der Stechliner Wählerversammlung lieber zu Doktor Spohnholz oder zur alten Stinten in Kloster Wuz wäre, so wäre das doch vielleicht das Bessere gewesen. Es ist ein Glück, daß es noch mal so vorübergegangen. Aber darauf darf man nicht in jedem Falle rechnen.“

„Nein, darauf darf man nicht in jedem Falle rechnen. Aber man darf darauf rechnen, daß, wenn man das Pflichtgemäße thut man zugleich auch das

Rechte thut. Es hängt so viel an der Wahl unsers alten trefflichen Stechlin. Er steht außerdem sittlich höher als Korfischdel, dem man, trotz seiner siebzig, allerdings nachjagen dürfte. Stechlin ist ganz intakt. Etwas sehr Seltenes. Und einem sittlichen Prinzip zum Siege zu verhelfen, dafür leben wir doch recht eigentlich. Dafür lebe wenigstens ich.“

„Gewiß, Ermyntrud, gewiß.“

„In jedem Augenblicke seiner Obliegenheiten eingedenk sein, ohne bei Neigung oder Stimmung anzutragen, das hab' ich mir in feierlicher Stunde gelobt, du weißt, und du wirst mir das Zeugnis ausstellen, daß ich diesem Gelöbniß nachgekommen.“

„Gewiß, Ermyntrud, gewiß. Es war unser Fundament.“

„Und wenn es sich um eine sittliche Pflicht handelte, wie doch heute ganz offenbar, wie hätt' ich da sagen wollen: bleibe. Ich wäre mir klein vorgekommen, klein und untreu.“

„Nicht untreu, Ermyntrud.“

„Doch, doch. Es giebt viele Formen der Untreue. Das Persönliche hat sich der Familie zu bequemen und unterzuordnen und die Familie wieder der Gesellschaft. In diesem Sinne bin ich erzogen, und in diesem Sinne hat ich den Schritt. Verlangt nicht, daß ich in irgend etwas diesen Schritt zurücknehme.“

„Ne.“

Das kleine Dienstmädchen, eine Heidekäufertochter, deren horres Haar, von seiner Bürste gezähmt, immer weit abstand, erschien in diesem Augenblicke, meldend, daß sie das Theesegen gebracht habe.

Katler nahm seiner Frau Arm, um sie bis in das zweite, nach dem Hof hinaus gelegene Zimmer zu führen. Als er aber wahrnahm, wie schwer ihr das Gehen wurde, sagte er: „Ich freue mich, dich so sprechen zu hören. Immer du selbst. Ich bin aber doch in Unruhe und will morgen früh zur Frau schicken.“

Sie nickte zustimmend, während ein halb zärtlicher Blick den guten Katler streifte, der, solange das ihm nur zu wohlbekannte Gespräch über Pflicht gedauert hatte, von Minute zu Minute vertagener geworden war.

XIX.

Und nun war Wahltagmorgen. Kurz vor acht erschien Lorenzen auf dem Schloß, um in Dubslaws schon auf der Rampe haltenden Kaleschwagen einzusteigen und mit nach Albeinsberg zu fahren. Der Alte, bereits gekleidet und gepulvert, empfing ihn mit gewohnter Herzlichkeit und guter Laune. „Das ist recht, Lorenzen. Und nun wollen wir auch gleich aufsteigen. Aber warum haben Sie mich nicht an Ihrem Farrgarnier erwartet? Muß ja doch dran vorüber — und dabei schob er ihm voll Sorglichkeit eine Decke zu, während die Pferde schon anrückten. „Uebrigens freut es mich trotzdem (man widerspricht sich immer), daß Sie nicht so praktisch gewesen und doch lieber gekommen sind. Es ist 'ne Politesse. Die Menschen sind jetzt so schrecklich unpulvert und geradezu unmanierlich... Aber lassen wir's; ich kann es nicht ändern, und es grämt mich auch nicht.“

„Weil Sie gütig sind und jene Feierlichkeit haben, die, menschlich angesehen, so ziemlich unser Bestes ist.“

Dubslaw lachte. „Ja, so viel ist richtig; Kopfhängerei war nie meine Sache, und wäre das verdammte Geld nicht... Hören Sie, Lorenzen, das mit dem Mammou und dem goldenen Kalb, das sind doch eigentlich alles sehr feine Sachen.“

„Gewiß, Herr von Stechlin.“

... und wäre das verdammte Geld nicht, so hätt' ich den Kopf noch weniger hängen lassen, als ich gethan. Aber das Geld. Da war, noch unter Friedrich Wilhelm III., der alte General von der Marwitz auf Friedersdorf, von dem Sie gewiß mal gehört haben, der hat in seinen Memoiren irgendwo gesagt: er hätte sich aus dem Dienst gern schon früh auf sein Gut zurückgezogen und sei bloß geblieben um des Schickschleien willen, was es überhaupt gäbe, um des Geldes willen — und das hat damals, als ich es las, einen großen Eindruck auf mich gemacht. Denn es gehört was dazu, das so ruhig auszusprechen. Die Menschen sind in allen Ständen so verlogen und mehrlich, auch in Geldsachen, fast noch mehr als in Tugend. Und das

will was sagen. Ja, Lorenzen, so ist es... Na, lassen wir's, Sie wissen ja auch Bescheid. Und dann sind das schließlich auch keine Verachtungen für heute, wo ich gewöhnt werden und den Triumphtator spielen soll. Uebrigens geh' ich einem totalen Kladderadatsch entgegen. Ich werde nicht gewählt.“

Lorenzen wurde verlegen, denn was Dubslaw da zuletzt sagte, das stimmte nur zu sehr mit seiner eignen Meinung. Aber er mußte wohl oder übel, so schwer es ihm wurde, das Gegenteil versichern. „Ihre Wahl, Herr von Stechlin, sieht, glaub' ich, fest; in unsrer Gegend wenigstens. Die Glosbower und Dagower gehen mit gutem Beispiel voran. Lauter gute Leute.“

„Vielleicht. Aber schlechte Musikanten. Alle Menschen sind Wetterfahnen, ein bißchen mehr, ein bißchen weniger. Und wir selber machen's auch so. Schwapp, sind wir auf der andern Seite.“

„Ja, schwach ist jeder, und ich mag mich auch nicht für alle und jeden verbürgen. Aber in diesem speziellen Falle... Selbst Kofeleger schien mir voll Zuversicht und Vertrauen, als er am Donnerstag noch mit mir plauderte.“

„Kofeleger voll Vertrauen! Na, dann geht es gewiß in die Brüche. Wo Kofeleger Amen sagt, das ist schon so gut wie letzte Delung. Er hat keine glückliche Hand, dieser Ihr Amtsbruder und Vorgesetzte.“

„Ich teile leider einigermaßen Ihre Bedenken gegen ihn. Aber was vielleicht mit ihm verfahren kann, er hat angenehme Formen und durchaus etwas Verbindliches.“

„Das hat er. Und doch, so sehr ich sonst für Formen und Verbindlichkeiten bin, nicht für seine. Man soll einem Menschen nicht seinen Namen vorhalten. Aber Kofeleger! Ich weiß immer nicht, ob er mehr Kote oder mehr Keger ist; vielleicht beides gleich. Er ist wie 'ne Ballerotte, hüß, aber ungesund. Nein, Lorenzen, da bin ich doch mehr für Sie. Sie taugen auch nicht viel, aber Sie sind doch wenigstens ehelich.“

„Vielleicht,“ sagte Lorenzen. „Uebrigens hat Kofeleger inmitten seiner Verbindlichkeiten und schönen Worte doch auch wieder was Freies, beinahe Gewagtes und ist mir da neulich mit Bekennnissen gekommen, fast wie ein Charakter.“

Dubslaw lachte hell auf. „Charakter. Aber Lorenzen. Wie können Sie sich so hinteres Licht führen lassen. Ich verwette mich, er hat Ihnen irgend was über Ihre Gaden gesagt; das ist jetzt so Lieblingswort, das die Pastoren immer gegenseitig brauchen. Es soll bescheiden und unperfekt klingen und sonstjagen alles auf Inspiration zurückführen, für die man ja, wie für alles, was von oben kommt, am Ende nicht kann. Es ist aber gerade dadurch das Godmütigste... War es so was? Hat er meinen Augä Kofeleger, eh' er sich als Charakter auspielte, durch solche Schmweichleien eingefangen?“

„Es war nicht so, Herr von Stechlin. Sie thun ihm hier ausnahmsweise unrecht. Er sprach überhaupt nicht über mich, sondern über sich und machte mir dabei Konfessionen. Er gestand mir beispielsweise, daß er sich unglücklich fühlte.“

„Warum?“

„Weil er in Quaden-Gemersdorf deplaciert sei.“

„Deplaciert. Das ist auch solch Wort; das feun' ich. Wenn man durchaus will, ist jeder deplaciert, ich, Sie, Krippenkapel, Engelle. Ich müßte Präses von einem Sammtlich oder vielleicht auch ein Vabedirektor sein, Sie Missionar am Skongo, Krippenkapel Antos an einem märkischen Museum, und Engelle, nun der müßte gleich selbst hinein, Nununter hundertdreizehn. Deplaciert! Alles bloß Stilleit und Größenwahn. Und dieser Kofeleger mit dem Konfessionstraktium! Er war Galopin bei 'ner Großfürstin; das kann er nicht vergessen, damit will er's nun zwingen, und in seinem Aeger und Linnut spielt er sich auf den Charakter aus und versteigt sich, wie Sie sagen, bis zu Konfessionen und Gewagtheiten. Und wenn er nun reifere (Gott verhö' es), so haben Sie den Scheiterhaufenmann comme il faut. Und der erste, der 'rauf muß, das sind Sie. Denn er wird sofort das Bedürfnis spüren, seine Gewagtheiten von heute durch irgend ein Brandopfer wieder wegt zu machen.“

Unter diesem Gespräch waren sie schließlich aus





Lasset die Kindlein
zu mir kommen.

dem Walde heraus und näherten sich einem beinaß' mellenlangen und bis an den Horizont sich ausdehnenden Saal Bruchland, über das mehrere mit Kropfweiden und Silberpappeln besetzte Wege strahlenförmig auf Meinsberg zuliefen. Alle diese Wege waren belebt, meist mit Fuhrgängern, aber auch mit Fuhrwerken. Eins davon, aus gelbem Holz, das hell in der Sonne blinkte, war leicht zu erkennen.

„Da fährt ja Kaiser,“ sagte Dubslav. „Ueberreicht mich beinaß'. Es ist nämlich, was Sie vielleicht noch nicht wissen werden, wieder was ein- vassiert; er schickte mir heute früh einen Boten mit der Nachricht davon, und daraus schloß ich, er würde nicht zur Wahl kommen. Aber Gruntnud mit ihrer grandiosen Blüthwortstellung wird ihn wohl wieder fortgeschickt haben.“

„Ist es wieder ein Mädchen?“ fragte Lorenzen. „Natürlich, so zwar das siebente. Bei sieben (freilich müssen es Jungens sein) darf man, glaub' ich, den Kaiser zu Gesatter laden. Uebrigens sind auch mehrere tot, und alles in allem ist es wohl möglich, daß sich Gruntnud über das beständige „bloß Mädchen“ so ihre Gedanken macht.“

Lorenzen nickte. „Kann mir's denken, daß die Prinzessin etwas wie Sühne darin sieht, Sühne wegen des von ihr gethanen Schrittes. Alles an ihr ist ein wenig überpannt. Und doch ist es eine lebenswürdige Dame.“

„Wovon niemand überzeugt ist als ich,“ sagte Dubslav. „Freilich bin ich bestochen, denn sie sagt mir immer das Schmeichelfaste. Sie glaubt so gern mit mir, was auch am Ende wohl zutrifft. Und dabei wird sie dann ganz ausgelassen, trotzdem sie eigentlich hochgradig sentimental ist. Was nicht übersehen darf, denn aus Sentimentalität ist doch schließlich die ganze Kaiserlei hervorgegangen. Ein schließlich ernüchtert in Sorge, wo Hohenheit den richtigen Taufnamen für das Jüngstgeborene hernehmen wird. In diesem Punkte, vielleicht dem einzigen, ist sie nämlich noch ganz und gar Prinzessin geblieben. Und Sie, lieber Lorenzen, werden dabei sicherlich mit zu Rate gezogen werden.“

„Was ich mir nicht schwierig denken kann.“
„Sagen Sie das nicht. Es giebt in diesem Falle viel weniger Branchbares, als Sie sich vorstellen scheinen. Prinzessinnen-Namen an und für sich, ohne weitere Zuthat, giebt es genug. Aber damit ist Gruntnud nicht zufrieden; sie verlangt ihrer Natur nach zu dem Dynastisch-Genalogischen auch noch etwas poetisch Märchenhaftes. Und das kompliziert die Sache ganz erheblich. Sie können das sehen, wenn Sie die Kaiserliche Kinderstube durchmustern oder sich die Namen der bisher Getauften ins Gedächtnis zurückrufen. Die Kaiserliche Kronprinzessin heißt natürlich auch Gruntnud. Und dann kommen ebenso selbstverständlich Dagmar und Thyra. Und danach begehen wir einer Inez und einer Maub und zuletzt einer Arabella. Aber bei Arabella können Sie schon deutlich eine gewisse Verlegenheit wahrnehmen. Ich würde ihr, wenn sie sich wegen des Jüngstgeborenen an mich wendete, was Altägyptisches vorschlagen; das ist schließlich immer das Beste. Was meinen Sie zu Arabella?“

Lorenzen kam nicht mehr dazu, Dubslav diese Frage zu beantworten, denn eben jetzt waren sie durch das Saal Bruchland hindurch und raselten bereits über einen ein weiteres Gespräch unmöglich machenden Steinwall weg, scharf auf Meinsberg zu.

Dubslav war in ausgesetzter Laune. Das prächtige Herbstwetter, dazu das bunte Leben, alles hatte seine Stimmung gehoben, am meisten aber, daß er unterwegs und beim Passieren der Hauptstraße bereits Gelegenheit gehabt hatte, verschiedene gute Freunde zu begrüßen. Von der Straße her schlug es zehn, als er vor dem als Wahllokal etablierten Gasthause „Zum Prinzregenten“ hielt, in dessen Front denn auch bereits etliche mehr oder weniger verwogen aussehende Wahlmänner standen, alle bemüht, ihre Zettel an mutmaßliche Parteigenossen anzukleben.

Drinnen im Saal war der Wahlsaal schon im Gange. Hinter der Urne präsierte der alte Herr von Zühlen, ein guter Siebziger, der die grotesksten Feudalanfichten mit ebenso grotesker Bonhomie zu verbinden wußte, was ihm, auch bei seinen politischen Gegnern, eine große Beliebtheit

sicherte. Neben ihm, links und rechts, saßen Herr von Storbek und Herr von den Beerenboom, letzterer ein Holländer aus der Gegend von Delft, der vor wenig Jahren erst ein großes Gut im Ruppiner Kreise gekauft und sich seitdem zum Preußen und, was noch mehr sagen wollte, zum „Grafschaffler“ herangebildet hatte. Man sah ihn aus allen möglichen Gründen — auch schon um seines „van“ willen — nicht ganz für voll an, ließ aber nichts davon merken, weil er bei den meisten Grafschafflern stark ins Gewicht fallenden Haupteigenschaft eines vor so und so viel Jahren in Batavia geborenen holländisch-javanischen Kaffeehändlers nicht entbehrte. Seines Maßbarn von Storbek Lebensgeschichte war durchschnittsmäßiger. Unter denen, die sonst noch am Komitee saßen, befand sich auch Kaiser, den Gruntnud (wie Dubslav ganz richtig vermutet) mit der Bemerkung, „daß im modernen bürgerlichen Staate Wahlen so gut wie Kämpfen sei“, von ihrem Wochentage fortgeschickt hatte. „Das Kind wird inzwischen mein Engel sein, und das Gefühl erfüllter Pflicht soll mich bei Kraft erhalten.“ Auch Gundermann, der immer mit dabei sein mußte, sah am Komitee. Sein Benehmen hatte was Aufgeregtes, weil er — wie Lorenzen bereits angedeutet — wirklich im geheimen gegen Dubslav intrigiert hatte. Daß er selber unterliegen würde, war klar und beständige ihm kaum noch, aber ihn erfüllte die Sorge, daß sein doppeltes Spiel vielleicht an den Tag kommen könnte.

Dubslav wollte die Sache gern hinter sich haben. Er trat deshalb, nachdem er sich draußen mit einigen Bekannten begrüßt und an jeden einzelnen ein paar Worte gerichtet hatte, vom Borplatz her in das Wahllokal ein, um da so rasch wie möglich seinen Zettel in die Urne zu thun. Es traf ihn bei dieser Prozedur der Blick des alten Zühlen, der ihm in einer Mischung von Feindschaft und Mitleid sagen zu wollen schien: „Ja, Stedlin, das hilft nu mal nicht; man muß die Komödie mitmachen.“ Dubslav kam übrigens kaum dazu, von diesem Blicke Notiz zu nehmen, da Kaiser gerade sichtbar wurde, dem er sofort entgegengrat, um ihm durch einen Händedruck zu dem heftigen Töchterchen zu gratulieren. An Gundermann ging er ohne Notiznahme vorüber. Dies war aber nur Zufall; er wußte nichts von den Zweideutigkeiten des Siebenmühlens, und nur dieser selbst, weil er ein solches Gemüths hatte, wurde verlegen und empfand des Alten Haltung wie eine Abgabe.

Als Dubslav wieder draußen war, war natürlich die große Frage: „Ja, was jetzt thun?“ Es ging erst auf sich, und vor sechs war die Geschichte nicht vorbei, wenn sich's nicht noch länger hinstog. Er sprach dies auch einer Anzahl von Herren aus, die sich auf einer vor dem Gasthause stehenden Bank niedergelassen und hier dem Biquetkasten des „Prinzregenten“, der sonst immer erst nach dem Diner auftauchte, vorgreifend zugeprochen hatten.

Es waren ihrer fünf, leuter Kreis- und Parteigenossen, aber nicht eigentlich Freunde, denn der alte Dubslav war nicht sehr für Freundschaften. Er sah zu sehr, was jedem einzelnen fehlte. Die da saßen und aus purer Langeweile sich über die Vorgänge von Altsch und Chartreuse stritten, waren die Herren von Molchow, von Krangen und von Gnewlow, dazu Baron Beeg und ein Freiherr von der Ronne, den die Natur mit besonderer Rücksicht auf seinen Namen geformt zu haben schien. Er trug eine hohe schwarze Strawatte, drauf ein kleiner vermiselter Kopf sah, und wenn er sprach, war es, wie wenn Kläuse pfeifen. Er war die komische Figur des Kreises und wurde gehänselt, nahm es aber nicht übel, weil seine Mutter eine schlechte Gräfin auf „Insti“ war, was ihm in seinen Augen ein solches Uebergewicht sicherte, daß er, wie Feiertich der Große, jeden Augenblick bereit war, „die sich etwa einstellenden Pasquille niedriger hängen zu lassen“.

„Ich denke, meine Herren,“ sagte Dubslav, „wir gehen in den Park. Da hat man doch immer was. An der einen Stelle ruht das Herz des Prinzen, und an der andern Stelle ruht er selbst und hat sogar eine Pyramide zu Häupten, wie wenn er Sefotris gewesen wäre. Ich würde gern einen andern nennen, aber ich kenne bloß den.“

„Natürlich gehen wir in den Park,“ sagte von Gnewlow. „Und es ist schließlich immer noch ein Glück, daß man so was hat.“

„Und auch ein Glück,“ ergänzte von Molchow, „daß man solchen Wahlsaal wie heute hat, der einen ordentlich zwingt, sich um Historisches und Bildungsmäßiges zu kümmern. Bismarck ist es auch mal so gegangen, noch dazu mit 'ner reichen Amerikanerin, und hat auch gleich (das heißt eigentlich lange nachher) das rechte Wort dafür gefunden.“

„Hat immer das rechte Wort gefunden.“

„Immer, immer.“

... Und als nun die reiche Amerikanerin so runde vierzig Jahr später ihn wieder sah und sich bei ihm bedanken wollte wegen des Bildermuseums, in das er sie halb aus Verlegenheit und halb aus Ritterlichkeit begleitet und ihr mutmaßlich alle Bilder falsch erklärt hatte, da hat er all diesen Dank abgewiesen und ihr — ich seh' ihn ordentlich dabei — gesagt, sie habe nicht ihm, sondern er habe ihr zu danken, denn wenn jener Tag nicht gewesen wäre, so hätte er das ganze Bildermuseum höchst wahrscheinlich noch nicht gesehen. Ja, Glück hat er immer gehabt. Im großen und im kleinen. Es fehlt bloß noch, daß er hinterher auch noch Generaldirektor der königlichen Museen geworden wäre, was er schließlich auch noch gekonnt hätte. Denn eigentlich konnt' er alles und ist auch beinaß' alles gewesen.“

„Ja,“ nahm Gnewlow, der aus Langeweile viel gereift war, seinen Argwohn, daß solcher Part eigentlich ein Glück sei, wieder auf. „Ich finde, was Molchow da gesagt hat, ganz richtig; es kommt drauf an, daß man 'reingezwungen wird, sonst weiß man überhaupt gar nichts. Wenn ich so bloß an Italien zurückdenke. Sehen Sie, da läuft man nu 'rum, was einen doch strapaziert, und dabei dieser ewige pralle Sonnenschein. Ein paar Stunden geht es natürlich; aber wenn man nu schon zweimal Kaffe getrunken und Granito gegessen hat, und es ist noch nicht mal Mittag, ja, ich bitte Sie, was hat man da? Was fängt man da an? Gradezu schrecklich. Und da kann ich Ihnen bloß sagen, da bin ich ein kirchlicher Mensch geworden. Und wenn man dann so von der Seite her still eintritt und hat mit einem Male die Stühle um sich 'rum, ja, da will man gar nicht wieder 'raus und sieht sich so seine fünfzig Bilder an, man weiß nicht, wie. Is doch immer noch besser als draußen. Und die Zeit vergeht, und die Stunde, wo man was Reguläres kriegt, läppert sich so heran.“

„Ich glaube doch,“ sagte der für kirchliche Stunft schmärende Baron Beeg, „unter Freund Gnewlow unterhägt die Wirkung, die, vielleicht gegen seinen Willen, die Quattrocentisten auf ihn gemacht haben. Er hat ihre Macht an sich selbst empfunden, aber er will es nicht wahr haben, daß die Frische von ihnen ausgegangen sei. Jeder, der was davon versteht...“

„Ja, Baron, das is es eben. Wer was davon versteht! Aber wer versteht was davon? Ich jedenfalls nicht.“

Unter diesen Worten war man, vom „Prinzregenten“ aus, die Hauptstraße hinuntergeschritten und über eine kleine Brücke fort erst in den Schlosshof und dann in den Park eingetreten. Der See plätscherte leis. Röhne lagen da, mehrere an einem Steg, der von dem Riesener her in den See hineinlief. Ein paar der Herren, unter ihnen auch Dubslav, schritten die ziemlich wacklige Treterlage hinunter und blickten, als sie bis ans Ende gekommen waren, wieder auf die beiden Schlossflügel und ihre kurzabgestumpften Türme zurück. Der Turm rechts war der, wo Kronprinz Fritz sein Arbeitszimmer gehabt hatte.

„Dort hat er gewohnt,“ sagte von der Ronne. „Wie begrenzt ist doch unser Können. Mir mecht der Anblick solcher Feuderalienischen Stätten immer ein Schmerzgefühl über das Inzulänglichke des Menschlichen überhaupt, freilich auch wieder ein Hochgefühl, daß wir dieser Inzulänglichke und Schwäche Herr werden können. Tod, wo ist dein Sadel, Hölle, wo ist dein Siegel? Dieser König. Er war ein großer Geist, gewiß; aber doch auch ein verirrter Geist. Und je patriotischer wir fühlen, je schmerzlicher berührt uns die Frage nach dem Heil seiner Seele. Die Seelenmessen — das empfind' ich in solchem Augenblicke — sind doch eine wirklich trostpendende Seite des Katholizismus, und daß es (selbstverständlich) unter Gemähr eines höchsten Willens in die Macht Ueberlebender gelangt ist, eine Seele frei zu beten, das ist und bleibt eine große Sache.“

„Nonne,“ sagte Rolschow, „machen Sie sich nicht komisch. Was haben Sie für 'ne Vorstellung vom lieben Gott? Wenn Sie kommen und den alten Frägen frei beten wollen, werden Sie rausgeschmissen.“

Baron Veeg — auch ein Anzwelfer des Philosophen von Sanssouci — wollte seinem Freunde Nonne zu Hilfe kommen und erwoog einen Augenblick ernstlich, ob er nicht seinen in der ganzen Grasschaft längst bekannten Vortrag über die „schiefe Ebene“ oder „c'est le premier pas qui coute“ noch einmal zum besten geben solle. Klugerweise jedoch ließ er es wieder fallen und war einverstanden, als Dubslav sagte: „Meine Herren, ich meinerseits schlage vor, daß wir unsern Auszug von dem Wadelstege, drauf wir hier stehen (jeden Augenblick kann einer von uns ins Wasser fallen), endlich aufgeben und uns lieber in einem der hier herum liegenden Röhre über den See setzen lassen. Unterwegs, wenn noch welche da sind, können wir Teichpfoten pflücken und drücken am andern Ufer den großen Prinz Heinrich-Obelisken mit seinen französischen Inschriften durchstudieren. Solche Reflektulation fahrt einem immer historisch und patriotisch, und unser Stappenfranzösisch kommt auch wieder zu Kräften.“

Alle waren einverstanden, selbst Nonne.
(Fortsetzung folgt.)

In den Marmorbergen.

Von
Hofde surz.

I. Carrara.

Wenn man auf der mittelländischen Bahnlinie von Pisa nachwärts fährt, so sieht man hinter den Pisaner Bergen eine weisse Menschenfette anstehen, die sich durch ihre kühnen Formen aus scharfem von den langgezogenen Linien des Apennin unterscheidet, und die der Landschaft für nichts anderes halten könnte als für ein Schneergebüge. Es sind die Kalkstein der Apenninischen Alpen, aus denen der weltberühmte carrarische Marmor gebrochen wird.

Carrara, der Mittelpunkt des ungeheuren Betriebes, ist durch eine Zweigbahn der mittelländischen Eisenbahnlinie angeknüpft. Bei Ancona verläßt der Schienenweg die Küste und läuft zwischen zwei Bergketten hin, davon die eine, dem Meere zugewendet, mit herrlichen Cistenwaldungen bedeckt ist; die andre, landeinwärts gelegene, von der die westlichen Hüfen hoch ins Blaue emporstehen, trägt nur bis zu halber Höhe eine spärliche Vegetation. Die hochgelegenen Marmorflanken leuchten weißlich wie Alpenfirne, und die Geröllhalden, auf denen der Marmorquitt von den Bräunen herabgeschürzt wird, sehen Obeliskern ähnlich. Längs der Bahnlinie dehnen sich zu beiden Seiten die offenen Lagerplätze aus, auf denen roh behauener Marmor von allen Größen und Sorten der Weiterbeförderung wartet.

Carrara, das geliebte Marmorhütchen, schmückt sich jährlich in die Dolomiden, die der rauhe, grünlich fliehende Carrarone durchdringt. Es hat wie alle italienischen Städte seine großen Plätze mit öffentlichen Bauten; der neue Stadtteil steigt breit und prächtlich mit pompösen Marmorterassen den Hügel hinauf, während der ältere, stillere sich um die Ufer des Carrarone düngt. Marmor ist überall in verblühender Fülle an Häusern und Monumenten angebracht, das Marmor ist weis von Marmorstein, und über der ganzen Landschaft lagert eine blendende Helligkeit.

Aus den Bildhauerwerkstätten, die sich eine an der andern viele Straßen weit hinziehen, tönt ununterbrochenes Geräusch und Gepolch. Unendlich ist die Menge des Produzierten; von Carrara gehen marmorne Statuetten und Nippgaben über die halbe Erde. Wie die Holzschmiedereien in Schweizer Höhenorten, so ist hier in Hotels und Restaurants das Marmorspielzeug zum Verkauf ausgelegt. Dasselbe kokettmäßige Gepräge tragen auch die großen Standbilder und Grelmaler, die hier gefertigt werden, und was die Stadt selbst von modernen Monumenten aufstellt hat, ist mit wenig Ausnahmen von fast grotesker Geschmacklosigkeit.

Ueber terrassenförmige, marmorreiche Anlagen führt der Weg nach Monterosso, der Station der Bergbahn Marmifera. Seit der Zeit, wo Michelangelo in diesen Bergen baute und unter unglücklichen Wöten die Mieselblöcke, die er für seine Arbeiten brauchte, an die Küste schleppen ließ, haben sich die Verhältnisse gewaltig geändert. Jetzt sind die Abgründe überbrückt und die Gebirgsmassen durchbrochen, ein schmal-spuriger Schienenweg umfließt den Berg in Schlängellinien, die von Steinbrüch zu Steinbrüch führen, und darauf dampft die Marmifera in die Höhe, um das gewaltige Material herunterzuschaffen.

Gewöhnlich führt die Lokomotive nur Lastwagen; für fremde jedoch, welche die Bergbahn zu betahren wünschen, läßt die zuvorkommende Direktion unentgeltlich einen Per-

sonenwagen anhängen, nur muß man tags zuvor angemeldet sein. Deren erhalten auch ausnahmsweise die Erlaubnis, einfach die Lokomotive zu betahren. Wer jedoch, wie wir, das Unglück hat, zu einer Zeit nach Carrara zu kommen, wo der Direktor verreist und kein Stellvertreter abwesend ist, dem bleibt, wenn er die Brücke sehen will, nichts übrig, als längs der Geleise zu Fuß hinaufzukriechen. Gefällige Bahnwärter schließen sich an und geben von einer Station zur andern das Geleite. Beim ersten Tunnel, der sich außen am Berghang umgehen läßt, thut ein entzückendes Panorama sich auf. In unserm Rücken, halb ins Grün versteckt, die Marmorstadt, zur Linken das tiefe, von Wasser durchrauhete Thal mit den Marmoraggenfeldern und dem in der Höhe gelagerten Friedhof, auf einem Hügelvorsprung das schöne Dorf Sorano und vor uns die weissen, vielgestalteten Bergflanken. Ueber und tiechen die Schienenlinien der Bergbahn mit den „Sieben Brüdern“ hin, von denen die Station den Namen hat. Soeben laßt die Marmifera mit vollem Dampf vorüber und verschwindet hinter der nächsten Bergung, um nach wenigen Minuten hoch über unsern Häuptern wieder zum Vorschein zu kommen, bis ein neuer Tunnel sie verschluckt.

Noch eine Etade weiter auf dem beschwerlichen Schienenweg, so sind die Brücke von Sorano und La Vostra erreicht. Hier münden die Geleise auf das Marmordepot am Fuß der Brücke, wo die von oben herabgeschütteten Blöcke gleich aus dem größten ungeheuren werden, um überflüssige Frucht zu vermeiden. Die Brücke selber sind hier nirgends zugänglich; sie lagern an steilen Wänden,



Kaufher eines Marmorbruchs bei Carrara.

wo nur der geübte Bergarbeiter mit Sicherheit Fuß faßt, und auch dieser bedarf an den gefährlichsten Stellen des Seiles, um auf den glatten Marmorsteinen hin und her zu klettern.

Man sieht die Leute in voller Thätigkeit. Was sie abgeprengt und mittels einer Rutschbahn herunterbefördert haben, liegt alles längs der Bahnlinie und in den Einbuchtungen des Berges aufgehäuft. Daneben lagern die mächtigen Ochsen, ihrer Belastung harren, die Fuhrleute sind beschäftigt, die mächtigen Blöcke auf Karren zu laden, die Steinmengen hämmern, und aus den weissen Klüften hervor domern die Mienen, deren Echo die Wände einander zuwerfen.

Mit Bequemlichkeit kann man auf diesen Depotstationen die verschiedenen Marmorarten unterscheiden lernen. Der schneeweiße, kristallinische mit dem großen, glänzenden Korn ist der sogenannte „karrarische“ Marmor, der einzig für die Skulptur verwendet wird. Ein großer, völlig reiner Block ist von fast unschätzbarem Wert. Aber meistens sind auch die Blöcke von der ersten Qualität mit minderwertigem Gestein durchsetzt, das durch Sprengung entfernt werden muß. Je tiefer der Stein gebrochen wird, desto reiner ist sein Korn, daher die ältesten Brüche das schönste Material liefern. Der sogenannte paonazzo, ein weißer, mit regelmäßigen blauen Adern durchsetzter Stein, ist für Baumzwecke hochgeachtet, und eine harte Marmorart, die in allen Farben vorkommt, der bardiglio, liefert die schönen Mosaikfußböden, die Kamineinsparungen, Becken, Wannen und Reliefs.

Ein neues Geleite, das sich zur Rechten erschließt, führt mit steilerer Steigung zu den Bräunen von Navacione und Colonnata. Marmor und nichts als Marmor! Wohin

das Auge sich wendet, es kann dem grellen, sonnenbestrahlten Weiß nicht entziehen. Der Fuß stolpert über Marmorgebüdel, das den Weg beschottet, die Farbe der Kleider ist unkenntlich geworden durch den Marmorstaub, den der Bergwind auch den ausgetrockneten Augen zuführt. Und als ob man des Marmors nie genug bekommen könnte, rennen jetzt ein paar barfüßige Kinder auf die müde, erdhübe und verdurstende Gesellschaft zu und präsentieren uns auf zimmernen Tellern eine Dampfbrot eilig aufgeteilter Marmorbröden, für die sie stürmisch ein paar Soldi fordern. Es sind die gleichen Steine, an denen wir uns schon die Stiefel zerrißen haben, und die Hauptung, sie zu kaufen, die den Kindern von ihrem Eltern eingeliefert sein muß, ist so unbegreiflich absurd, daß wir vor Entsetzen nicht einmal lachen können. Von einem Glas Wasser dagegen, für das kein Preis zu hoch wäre, ist keine Rede.

Eine Arbeiterfrau tritt uns endlich für Geld und gute Worte von ihrem Weivorrat mit. Diese hart arbeitenden Menschen leben mit der letzten Noth, aber der Marmorstaub zwingt sie, die Kleider öfter anzuputzen, als gut ist. Der Wein erhitst das ohnehin heiße Blut, daher den Carrarieren das Wasser bekanntermaßen sehr leise im Gängel sitzt. Das Trinken ist auch der Hauptgrund, weshalb die Revolution von 1849 noch immer heimlich weiter glimmt. Die Löhne sind hier besser als anderswärts; was die Leute zum Aufstand trieb, war die sozialistische Agitation und das Schauspiel des ungeheuren Gewinnes, der aus ihrer Hände Arbeit gezogen wird, denn alle Betrüger der Marmorbrüche sind Millionäre, und die ganze Käse entlang sieht man ihre teurenhaften Marmorvillen aus dem Boden steigen.

Bevor die Bahn auf der Station von Navacione einläßt, trifft man bei Polsoaco einen alten Steinbruch aus der Römerzeit. Aller Marmor des Pontikon, der Trajansschule, des Titusbogens ist aus diesem Bruch herorgegangen. Hier schließt auch der Apoll von Belvedere den Schluß des Nichtseins, bevor Künstlerhand ihm seine ewigen Formen gab. Und neben ihm schliefen andre unvergleichliche Gestalten, die erst viele Jahrhunderte später aus Licht gerufen wurden: der David Michelangelos und die Kolossalstatuen aus den Mediceergräbern. Aus Colonnata, ebenfalls einem alten Römerbruch, stammt dagegen der weiße Marmor, der in großen Mengen für die Gruft Napoleons I. im Invalidendom zu Paris verwendet wurde.

Und hat man mit Stauern drümen im Thal die Menge der aufgeschichteten Blöcke gesehen, so bewundert man jetzt doppelt die Größe und Unerforschlichkeit der Natur. Was auch seit Jahrtausenden in diesen Bergen gebrochen wurde, was Tag für Tag mit den umgebenden Mitten moderner Technik herausgehört wird — es ist ein Gerichts gegen die Masse des Gebirgs. Aus seinem Eingeweiden sind seit den Zeiten der Etrusker ganze Städte herorgezogen und ein Volk von marmornen Geschäften, aber nirgends hat kein starrs Profil sich um eine Linie verändert. Wenn auch gelegentlich durch unvorsichtigen Anbruch eine Bergwand eintritt, was will das bei gigantischen Gebirgsformationen gegenüber beagen! Und solange Monumente errichtet und Statuen gemeißelt werden, wird dieses Gebirge ausreichen, die Welt mit Marmor zu versorgen.

Ueber fünfshundert Marmorbrüche sind allein in der Gegend von Carrara in Thätigkeit, gar nicht zu reden, was in dem nahen Massa, in Carrucina und Pietraltina gebrochen wird. Die Zahl der Arbeiter, die mit dem Sprengen, dem Behauen, dem Sägen und Schleifen sowie dem Transport der Steine beschäftigt sind, wird auf gegen zwanzigtausend angegeben.

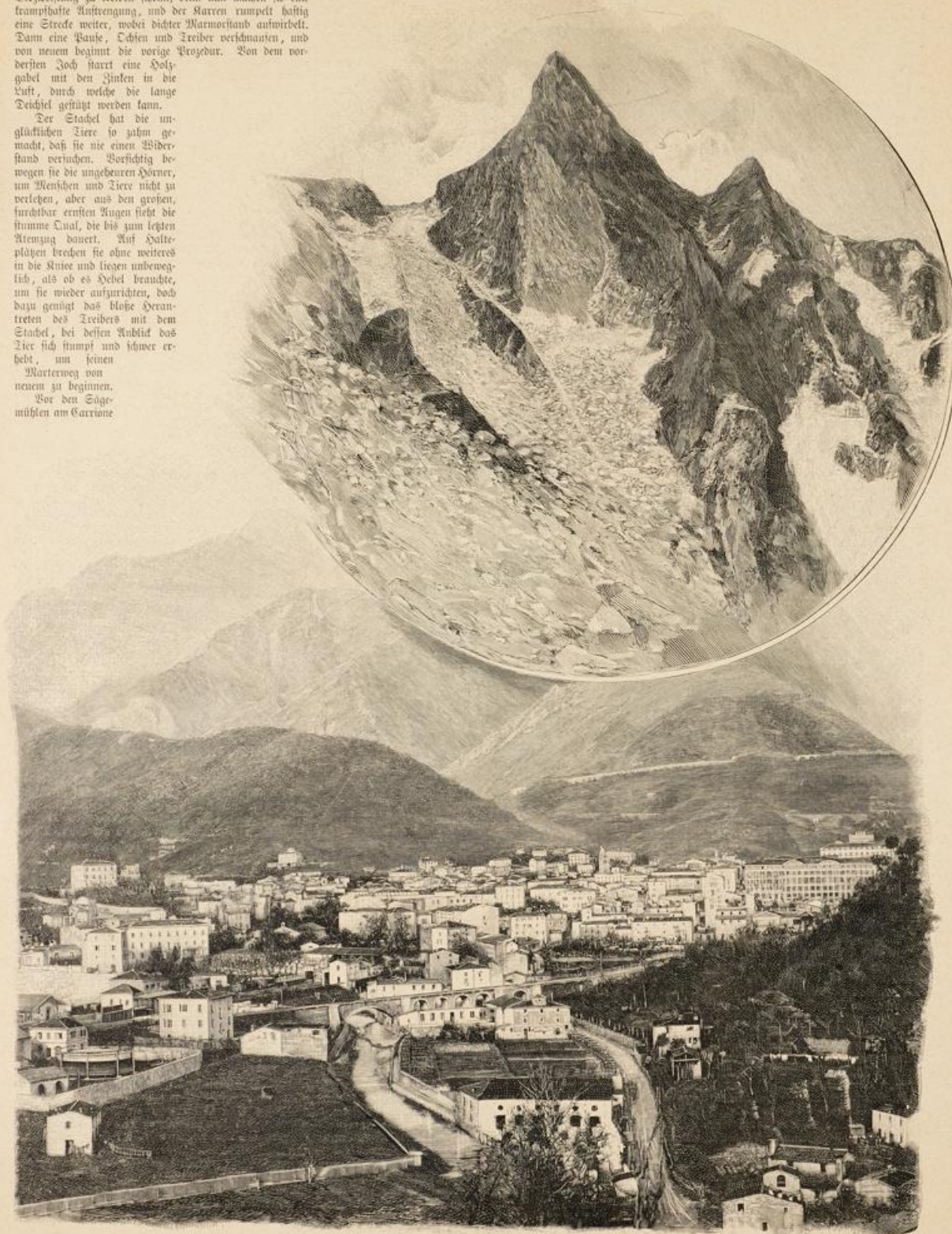
Zum Transport werden neben der Marmifera, die seit dem Jahre 1875 im Gang ist, noch immer, wie vor alters, die Ochsenfahrten benützt. Es sind dieselben Karren, wie sie schon zu Zeiten der Römer und Etrusker gebaut wurden, mit niedrigen, aber wuchtigen, bleisohlenagigen Rädern, deren Zahl sich nach der Länge des Fuhrwegs richtet. Die Ochsen sind klein und grau, von einer besonders zähen Rasse, mit ungeheuren, pröchtig geschwungenen Hörnern; sie tragen den eisernen Ring in der Nase, durch den das Leitseil läuft; ihre Nuten sind mit Blei beschlagen. Um einen Block von mäßigem Umfang zu Thal zu ziehen, braucht es ihrer zwei bis sechs Paare. Ich sah in der Gegend von Carrara aber auch Fuhrern, denen zwanzig und mehr Ochsen vorgespannt waren; sie bilden dann ganze Karawanen und ziehen unter dem Geschrei der Treiber wie eine lange, ungeschlängte Schlange den Berg hinab. Ein kleinerer Marmorblock, der an langer Gabelseite auf dem Boden nachschleift, dient zum Vorkommen.

Jedes Paar Ochsen trägt ein Joch von mächtigem Gewicht, das den unglücklichen Tieren die Köpfe niederzwingt, und man begreift nicht, wie sie es anstellen, sich mit den Rielenhörnern nicht gegenseitig zu stoßen. Auf jedem Joch sitzt rückwärts gewendet ein Treiber mit dem Stachelstab, andre rennen zu Fuß neben dem Fuhrwerk her, mit der Stimme und dem Stachel die Tiere anfeuernd. Die Fortbewegung geschieht stöhne wie auf der schwebelhaften, von oft kühlfesten Felsgerösten geschilderten Straße. In gleichmäßigen Pausen erheben die Männer ein wildes Geheul, das eine ganz bestimmte Tonfolge hat, und die auf den Jochen Sitzenden packen zugleich das Fell der Ochsen am Hals und Hüften es krampfhaft, was die Tiere in

Bergweisung zu treiben scheint, denn nun machen sie eine frampfhafte Anstrengung, und der Marren rumpelt häufig eine Strecke weiter, wobei dichter Marmorstaub aufwirbelt. Dann eine Pause, Löhnen und Treiber verkleinern, und von neuem beginnt die vorige Prozedur. Von dem vorbersten Joch harret eine Holzgabel mit den Zinken in die Luft, durch welche die lange Leihstiel gestützt werden kann.

Der Stadel hat die unglücklichen Tiere so zahm gemacht, daß sie nie einen Widerstand versuchen. Vorsichtig bewegen sie die ungeheuren Hörner, um Menschen und Tiere nicht zu verletzen, aber aus den großen, furchtbar ernsten Augen sieht die stumme Qual, die bis zum letzten Atemzug dauert. Auf Kälteplätzen kochen sie ohne weiteres in die Ruine und liegen unbeweglich, als ob es Nebel bräunte, um sie wieder aufzurichten, doch dazu genügt das bloße Herantreten des Treibers mit dem Stadel, bei dessen Anblick das Tier sich stumpf und schwer erhebt, um seinen Marterweg von neuem zu beginnen.

Vor den Sägemühlen am Carrarese



Ansicht von Carrara.



Marmorbruch von Carrara bei Carrara.



Handmarmorflüge.

werden die Fuhren abgeladen. Diese Mühlen sind mit ihrer schönen Architektur und den draufliegenden Etagen, die über ihre Räder hängen, ein großer Schmuck der Gegend. In Menge lagern die Blöcke vor den Thüren und längs der Flühler, zwischen ihnen die zerlegten Platten, die für die Poliermaschine bereit sind.

Interessant ist es, daß hier überall neben der vervollkommenen Technik die primitive Industrie, aus der jene hervorging, fortbauert. Neben den Sägemühlen arbeitet die ursprüngliche Handflüge ruhig weiter, denn die Feinheit ihrer Arbeit wird von der Maschine nicht erreicht; man kann sie überall im Freien in Thätigkeit sehen. Die Marmorflüge hat keine Zähne, sie ist in einen schweren Rahmen eingespannt und hängt in Stricken; die Sägewirkung entsteht durch den Druck des Eisens mit Hilfe von eingespanntem Sand.

Nach dem gleichen System, aber ins Große arbeitet die Sägemaschine. In einem Rahmen, deren ein Räderpaar viele gleichzeitig treibt, sind wohl dreißig Sägen in verschiedenem Abstand nacheinander eingespannt, so daß ein Block in ebensoviele Platten von verschiedener Dicke zerlegt werden kann.

St die Platte zerlegt, so kommt sie zur Politur, und auch hier konkurrieren Menschenhände und Maschinen. Bei der Handpolitur muß etwas feuchter Flußsand mit einem Stück Mehl unabläßig auf der Platte hin- und hergerieben werden, wozu bei einer Platte von mäßiger Umfang mehrere Männer erforderlich sind. Die Poliermaschine hingegen läßt in einfacher, aber höchst sinnreicher Weise eine Platte durch die andre mittels Sand abhelfen, indem sie die oben liegende in rotierende Bewegung versetzt.

Kun aber ist es genug des Marmors; der Glast wird nachgerade unerträglich, und zugleich werden die Ohren von all dem Geklimmer und Geschirre völlig betäubt. Der Rückzug an den freundlichen Rastladen des Carrione brächte den müden Nerven Erholung, wenn nur der Fuß nicht genötigt wäre, bei jedem Schritt den inachtelsten Marmorhaub aufzuwühlen. Auch hier begleitet und der Marmor auf Weg und Steg, selbst das eisenblei Plattenhaus hat wenigstens Schwellen, Fensterumfassungen und Treppenrand von poliertem Marmor, nicht zu reden von dem Marmorfußfall, der zu Dämmen, Strahlenbestrahlung und Reichtum benutzt wird.

Der Ueberdruß wird endlich zu einer wahren Verdrüssigung, weil man das Gefühl bekommt, als sei hier jeder Gegenstand bereit, sich unter unsern Händen in Marmor zu verwandeln. Ich gelte, daß mir der Weg zum Bahnhöf am späten Abend eine Erlösung bedeutete. Noch eine lange Strecke folgten uns die stummen Marmorfelder, die durch die Dunkelheit leuchteten, und unser Zug schleppte eine ungeheure Marmorlast nach der Mühle.

Ein kurzer Besuch in Carrara genügt, um eine vollkommene Ueberleber über die Gewinnung und Behandlung des Marmors zu erlangen. Nur der Natur des gewaltigen Gebirges kommt man dort nicht so recht nahe, denn in Carrara ist alles südlich kultiviert und abgeflacht. Über die Apenninischen Alpen in ihrer Größe und Einsamkeit sehen will, dem sei eine Besichtigung von Pietranta oder Seravezza aus bringend empfohlen.

S e r b f.

Plant heulend lauch der scharfe, kalte Wind
Um meine Fenster, an den Planken rüttelnd,
Und durch die Spalten pfeifend singt der Sturm
Sein Mark und Bein durchschauend düstres Lied.

Er singt von Tagen, die vergangen sind,
Von jungem Leben, das er rauh gemüht,
Von goldenen Jahren, die des Schnitters Hand
Des königlichen Schwertes hat berührt,
Von grüner Matten Blütenreicher Pracht,
Wo froher Jugend Lachen widerhallte,
Und die nun eide und verlassen sind:
Des Sturmes Tanzplatz und des Wetters Raub.

Das trübe Lied, es singt mir gar bekannt,
Es paubert vor die Seele mir ein Bild,
Das mein Gehörte, als es frühling war,
Und das der eijge Nordwind mir entriecht.

Ich sehe dich, du meines Herzens Bild:
Die Sommergode erquickt dein liches Haar,
Dein Kästlein tracht mir, frühlingssonnenschein,
Die Augen dein, die freien, blauen Sterne,
Sie spiegeln mir des Himmels freundlich Bild,
Und alle Blütenpracht, die malt Natur
Auf deine Wangen und den süßen Mund,
Der tausend heide Worte weih zu sagen
Und deines Herzens golden Reichthum künden.

So warst du mein, so hielt ich dich umfaßt,
So fühlst dein Herz ich an dem meinen schlagen
Und schaute dir bis auf der Seele Grund.

Wir feierten der Schöpfung frühlingstest,
Im Pfingstschmuck prangten Wief und Flur und Hain,
Und über uns wölbte sich das Himmelszelt,
Und um uns hörten wir das Waldesrauschen, —
Von fern her tönten frohe Menschenstimmen:
Wir waren in der Welt und doch — allein!

Dahin die wundervolle frühlingstpracht,
Dahin die Stunden meiner Seligkeit!
Wo dufteud Moos zu demen süßen Schwellte,
Da jagt der Sturmwind jetzt das dürre Laub,
Herfürdend rauch das lieblich-grüne Dach,
Das freundlich meinen süßen Traum beschützte.
Die Sonne, die dein liebes Haupt geküßt,
Sie barg ihr Anlich hinter schweren Wolken;
Die Vögelin, die von ew'gen Keuze sangen,
Sie hoben, als ihr Trambild nun zerbob,
Und suchten ew'gen Keuz wohl in der Ferne.

Und du? — Und ich? — Wir fühlten minder nicht
In Sturmeswüten und in Wetternacht
Das heiße, heiße Sehnen nach der Sonne
Und nach des Tauwinds mildem frühlingstwehen!

O daß es dir, mein trautes Herz, bechieden,
Daß deine junge Seele neu erwachte
Und sich erwärmte an dem neuen Licht!

Ich will im Schatten bleiben unbekannt,
Seh' ich nur dich im Sonnenscheine wandeln,
Ich will im Sturme und im Wetter sehn,
Weiß ich nur dich in friedlich-treuer Hut!

Dann rufe, Sturm, und zeige deine Macht!
Ich halte stand und hüße feil mich ein
In meiner treuen Liebe Saubermantel.
Ein bißchen Edeleid — ich acht' es nicht,
Ein wenig Seelenschmerz — es thut nicht weh,
Es schmilzt wie Schnee vor ihres Glüdes Sonne.

Kuß, Schicksal, diesen Tag mich gnädig schonen,
Und weiter will ich wandern ohne Klagen,
Will deiner Hand mein höchstes Gut vertrauen
Und meines Herzens heißem Wunsch entsagen!

6. Mikael.

Die Hungersteine.

Roman

Gertrud Franke-Schievelbein.

Es klopfte. Niemand hörte. Drinnen erscholl das Geräusch von Stimmen. Die männliche, die ungefähr aus der Fenstergegend kam, war tief, stark, wohlklingend, metallisch hart wie der Klang eherner Kloden. Die weibliche, obgleich dicht an der Thür, hatte so weiche und beiseidene Laute, daß sie nur ab und zu drauhen vernehmbar war. Ein ruhiges, ernstes, friedliches Gespräch, wie zwischen guten alten Freunden oder Eheleuten.

Der Klopfende, ein junger blonder Mann, stand einen Augenblick ungeschlüssig. Er vergewisserte sich noch einmal, ob er auch vor die rechte Schmiebe gekommen sei. „Hubert Schwarz?“ Ja. Das stand da deutlich auf der mit Steifen besetzten Visitenkarte, dem Wahrzeichen des Nomaden, der aus einer möblierten Stube in die andere zieht.

Aber die Frauentimme? Vielleicht die Wirtin. Oder die Wäscherin. Oder ein Besuch — Er klopfte noch einmal, energischer.

Nun trat plötzlich drinnen eine so tiefe, langandauernde Stille ein, daß sie dem Gast förmlich auf die Nerven fiel. Er stürte also.

Schon hatte er sich umgewandt, um wieder zu gehn, da erscholl ein lautes, ärgerliches „Derein!“ Er drückte auf die Klingel. Wichtig! Die Thür war offen. Im nächsten Augenblick stand er in dem kleinen Zimmer.

Hubert Schwarz sah an seinem Schreibtisch, auf dem die billige Studierlampe mit dem abgegriffenen Bronzefuß brannte. Seine dunkeln Augen blickten spähend auf den Eintretenden. Auf seiner Stirn, die wie aus gelbem Marmor geformt war, mit prachtvollen Ausladungen über den starken Brauen, lag deutlich der Mühsam über die unerwartete Störung.

Eine schlanke Dame in Hut und Mantel hatte sich von dem Stuhl neben der Thür herab, fast erschrocken erhoben. Als sie jetzt in die Helligkeit trat, die das Gas im Flur durch die noch geöffnete Thür warf, glänzte der graue Schleier über ihrem Gesicht in allerlei silbernen Reflexen. Er sah nichts als ein paar große, sanfte, seltene Augen.

Als sei sie schon vorher im Begriff gewesen zu gehn, nahm sie ihren kleinen braunen Ruff auf, nickte Hubert einen stummen Gruß zu und ging mit einer flüchtigen, verlegenen Verbeugung gegen den Gast hinaus.

„Sie wünschen?“ fragte Hubert Schwarz zurückhaltend und mit geschäftsmäßiger Kürze. Er hatte sich erhoben. Seine lange, gutgewachsene Gestalt war fast um einen Kopf größer als die des späten Besuchers.

Dieser hatte sich dem Schreibtisch genähert und streckte eine runde, fleischige Hand in neuen braunen Glacé aus. „Guten Abend, Hubert,“ sagte er ruhig. Aber dabei hingen seine gutmütigen blauen Augen stillfreudig an Hubert, als suche er in dem blassen Gesicht des alten Studienfreundes allerlei zusammen, was ihm anders im Gedächtnis geblieben war.

„Kennst du mich noch? Oder muß ich dir meine Karte —?“

„Karl Wedekind?“ rief Hubert Schwarz erfreut. Und als trau er seinen Augen nicht, nahm er die Lampe und leuchtete seinem Freunde, hierhin und dorthin fahrend, übers Gesicht und die mittelgroße, schon ein bißchen ins Bedäglische fallende Figur.

„Kindelein, bist du's denn wirklich?“

Karl nickte.

„Alter, lieber Karl, du kommst wirklich wieder?“

„Ja,“ brummte Karl, beinahe gerührt durch die echte Freude des andern. „Stell doch die verfluchte Fanzel hin. Neue Schönheiten wirst du schwerlich an mir entdecken. Also ich bin's. Hier ist meine bißere Rechte. Gab' zwar damals mit heiligen Eiden verschworen, je wieder deine Schwelle...“

„Rah! Ist verjährt! Sechs Jahre! Na — und da mich das Schicksal nun mal nach Elbflorenz verschlagen hat —“

„Den Eidbruch lohnen dir die Götter, Kindelein!“

Blödsinn damals! Jugendehelei! Herrgott, was man inzwischen alles an wahrhafter Niederracht, Bosheit, Gemeinheit... Pflul Teufel!... Na, aber erst mal sehen! Nach dir's gemächlich, soweit es in diesem Loch —“

Er sah mit resigniertem Blick umher auf die Armlosigkeit des Zimmers. Sie verdeckte sich nicht wie verdämte Armut. Frech und dreist schrie sie jedem ins Gesicht: hier bin ich zu Hause! Das braune Nipsofa, stellenweis ins Grünliche spielend, die dünnen, gekliffen Kullvorhänge, der abgetretene Teppich, der nur noch in der Mitte zwischen den Tischfüßen die Reste eines großblumigen Musters zeigte — die Möbel Dugendware, auf Auktionen zusammengelien. Nur ein Sessel, rundlehnig, steifbeinig, schien ein echtes Empirestück, und seine vornehme Formensprache nahm sich selbst am zwischen der nüchternen Stillosigkeit seiner modernen Genossen.

Hubert Schwarz rückte mit Anstrengung an dem schweren Tisch, der nicht von der Stelle wollte, und machte eine einladende Geste nach dem Sofa — aber ungeschickt und gezwungen, wie einer, der verlernt hat, Gastfreundlichkeit zu üben. Dann lief er mit großen Schritten zum Ofen, um nach dem Feuer zu sehn. Halbwegs aber bekam er sich und lehrte um, langsam und beschämt. „Ich vergaß,“ murmelte er, „hab' ja heut nicht heizen lassen. Na, da behältst du halt deinen mollenen Flausch an —“

„Famos! Aber du?“

„Rah! Weißt du denn nicht mehr? Mich macht ja so'n feuerpeinendes Ungelüm im Zimmer rein toll. Produziere ja selber kolossalen Wärmeüberfluß —“

„So,“ sagte Karl. „Ach ja, ich weiß. Und dann haben wir ja schon März —“ Dabei fühlte er noch immer die eisigen Finger Huberts in seiner Hand. Bis in den Arm war ihm das Kältegefühl getrocknet.

„Jetzt gedulde dich nur einen Augenblick,“ fuhr Hubert Schwarz fort, eifrig in seine Wirtspflichten vertieft. „Wie du dich ebenfalls erinnern wirst, führe ich Bier und andre Alkoholika prinzipiell nicht. Indessen hier... der Levantetrunk...“ Er stellte eine kleine Kaffeemaschine auf den Tisch und schleppte aus einem Gefäßrand Tassen, eine Zuckerdose und ein Kännchen mit Milch herbei. „Kaffee macht den Kopf klar... Das Wasser kocht in drei Minuten. Aber du sehest ja noch —“

Karl zwangte sich mit Todesverachtung durch die schmale Gasse zwischen Tisch und Sofa. Staun aber hatte er sich der gemüthlichen Gde anvertraut, so schnellte er mit einem Ueberströmungsstuf aus deren unvermuteter Tiefe wieder empor. „Donnerwetter! Entschuldige! Aber das ist ja 'ne richtige Fallgrube! Ich möchte bitten — einen Stuhl.“

Hubert lachte, zum erstenmal frei und offen. Und damit schüttelte er alles Fremdein und alle Verlegenheit energisch von sich ab. Er schob Karl den amiken Sessel hin.

„Der hält dich aus. Auf deine achtzig bis neunzig kilo war das alte Dings da freilich nicht gefaßt. Wie hast du's bloß angestellt, dich in den paar Jahren so zu multiplizieren?“

„Familienfehler,“ meinte Karl, sich in dem „Griechischen“ zurechtfindend, der im Gegenzug zum Sofa charaktervoll genug war, auch nicht eine Linie breit nachzugeben. „Wir sterben alle an Asthma, Herzverfettung, Schlagfluß. Wenn ich die Wahl hätte, ich wäre gehorfsam um die letzte Sorte. In dessen —“ er starrte einen Augenblick in das blaue Spirituskännchen, das sein hübsches, frisches Gesicht mit einem schalen Schein beleuchtete, „erst mal leben. Ich habe mich nämlich — seit acht Tagen — hier als Rechtsanwält niedergelassen und hoffe auf eine erspriehliche und auskömmliche Thätigkeit... Du rauchst noch immer nicht?“

Er hatte ein Lederetui aus der Brusttasche gezogen und bot Hubert von dem sehr vertrauens-erweckenden Inhalt an. „Importen. Geschenk eines dankbaren Mandanten. Rein? — Also ganz Diogenes?“

Hubert goß ruhig das kochende Wasser auf das Kaffeepulver. „Ich habe alle Urfaße dazu. Ich weiß nicht, ob dir bekannt ist, daß ich die Schulmeisterei an den Nagel gehängt habe?“

„Offiziell nicht. Aber — hm — gebadht hab' ich mir's. Ich besitze nämlich keine Sachen — alle! Die Gedichte, das Epos, das Drama. Und da hab'

ich mir gesagt: so was schreibt einer nicht aus dem
Ovenwinkel raus, als wohlbestallter Ordinarius der
Quarta oder Tertia —

Hubert lächelte. „Mein. Wenn man tagsüber
den Nepos hat verballhornen lassen oder die deutschen
Staifer eingepaukt . . . es geht einfach nicht. Probiert
hab' ich's ja eine Weile . . . gefittet, gekittet; halb
verrückt bin ich drüber geworden, daß das Unmög-
liche nicht möglich werden wollte. Wegen meiner
Mutter, weißt du, die sich die Bissen am Munde ab-
sparte, damit ich mal eine gute bürgerliche Stellung —
Er unterdrückte einen aufsteigenden Seufzer. „Na —
jetzt hab' ich also nichts als mein Talent. Aber es
loht mir's noch mal. Obgleich augenblicklich . . .
die Poesie ist nicht lukrativ. Wenn ich, wie mein
Namensvetter Verthold, mich aufs Erfinden würdiger
Chemikalien verlegt hätte, würde ich dir jeden-
falls mehr bieten können, als diese Tasse Java und
Ceylon gemischt, das Pfund zu anderthalb Mark —“

Und er schob dem alten Freunde die gefüllte
Kaffestasse hinüber, deren Duft schon verriet, daß
die Bohne nicht aus Afrika stammte.

Karl Bedekind verbarz eine leichte Verlegenheit
unter lebhaften Klauen. Wie traurig, daß er
den Hubert so wieder fand, diesen bedeutenden
Menschen, der ihm immer so gewaltig imponiert
hatte! Und nun diese armselige Hingewirrwirtschaft!
Er lobte, um irgend etwas Freundliches zu sagen,
den Kaffee über Verdicten, die alte Zunderdose, ein
Erbsbüch, die gierliche, roterändernde Tasse, auf der
ein Name stand. Er entwirrte diesen. „Johanna,
das er und ich Hubert mit farrer Verwunderung an.
„Ja, Johanna,“ sagte Hubert ruhig. „Sie war
vorher einen Moment hier. Du hast sie ja noch
gesehen.“

„Johanna . . . hier?“ Ganz gepakt richtete
sich Karl im Sessel auf. „Unmöglich!“

„Warum?“ fragte Hubert mit derselben un-
erschütterlichen Ruhe. „Sie ist seit drei Jahren in
Dresden. Genau — im März war es. Da hatte
ich nämlich nacheinander so eine Art Wunderkranz
von Krankheiten. Wenn man dachte: nu ist's genug
— wupp! kam wieder irgend 'ne neue Lebererkrankung
herausgefrungen. Ich hätte nie gedacht, Kindlein,
daß die menschliche Natur auf so viel Schikanen ein-
gerichtet ist! Na — und da kam sie: Johanna.“

„Als —“ Karl schluckte erst einmal, als wolle
ihm das Wort nicht recht aus der Kehle, „als
deine — Braut?“

„Mit Verlobungsanzeigen und sonstigem Hof-
putz? Nein. Dazu hatten wir keine Zeit. Auch
kein Geld. Abgesehen davon, daß ich nicht mal bei
sozialer Befinnung war damals, um 'ne Krage von
'nem Laubstich unterzudecken zu können. Nein. Sie
kam ganz einfach, weil ich mütterleckenallein dalag,
und sie mich nicht unkommen lassen wollte wie einen
kranken Hund —“

„Aber der Alte? Der Herr Registrar?“
„Der hatte sie schon längst rausgebissen.“
„Deinetwegen?“
Hubert nickte. „Als wohlbestallter Oberlehrer
wär' ich ihm wohl recht gewesen. Aber als ich
umgefiatelt hatte und Niets und Frühstück schuldig
bleiben mußte — und das Mädchen trotzdem an
mir hing . . .“

Er versank in finstere Gedanken. „Pfiu Teufel!“
rief er dann ingrinnig, „was hat sie alles durch-
gemacht! Eh' ein Leib so etwas thut, aus dem
Hause läuft, zu fremden Leuten! . . . Ein bißchen Geld
war ja da. Ihr Mütterliches. Und sie war ma-
jorenn . . .“

„Ich ging dann hierher. Sie hatte in Leipzig
bei Verwandten eine Stelle als Stütze. Wir
schrieben uns. Sie sagte nie. That immer ganz
fregel. Bloß so manchmal ein Wort. Und ich sah
selber so drein in der Dredouille. Meine Sachen —
immer drückbar zumück von den Redaktionen —
unbeseht. Und Tag für Tag . . . bis es mir, wie
gesagt, zuviel wurde. Ich legte mich hin und —
delirirte. Sie wunderte sich nicht lange, als meine
Briefe ausblieben, packte und kam.“

Er hielt inne, als erwarte er eine Zwischenrede
Karl Bedekinds. Der aber sah stumm.

„Als ich endlich aufstand, mußte ich von neuem
laufen lernen, wie ein kleines Kind. Wenn sie
ausgegangen war, mir ein Täubchen zu kaufen oder
eine Flasche Wein, konnte ich nur immer so vor

mich hin. Gaha! Wie ein Mensch so auf den
Hund kommen kann! Aber so was zusammen
durchgemacht, das bindet, Kindlein! Das ist ein
Kitt!“

Er nahm eine Photographie vom Schreibtisch
und reichte sie Karl hinüber. „Gut getroffen. Er-
kennst du sie wieder?“

Karl nahm ihm das Bild aus der Hand und
vertiefte sich darein. Es war ein Kniefuß, ganz
in hellen Tönen gehalten. Johanna stand aufrecht,
schlicht und natürlich, den Blick aus ruhigen, klaren
Augen dem Beschauer zugewendet, die Hände locker
ineinandergelegt. Sie war wenig verändert, nur
die Figur etwas voller geworden. Und das Seelische,
der Hauch des Gemüths, die den feinen Zauber des
kaum hübsch zu nennenden Frauensopfes ausmachten,
hatten sich in wunderbarer Weise herausgearbeitet.

Allerlei widerstrebende Gefühle bestürmten Karl
beim Anblick seiner Jugendliebe. Damals in Göt-
tingen, als Hubert im Hause ihres Vaters wohnte,
hatte er täglich Gelegenheit gehabt, sie zu sehn.
Sie hatten in Mariaspring unter den grünen Bäumen
zusammen getanzt und Blumen gesucht im Walde,
auf dem Wege nach der Pöffe. Und ganz all-
mählich hatte er gemerkt, daß die zarten verklärten
Reize es ihm angethan hatten — zu seinem Schaden.
Denn Hubert war ihr augenscheinlich lieber.

Er machte also nicht viel Aufhebens von seiner
stillen Neigung und gönnte sich's nur, sie täglich zu
sehn. Wie hätte er's auch mit Hubert aufnehmen
sollen!

Auch jetzt, während er das Bild betrachtete,
grübelte Karl wieder über die seltsame Anziehungs-
und Auffassungskraft dieses Menschen. Wie ein
Strom, der alles hinabführt, was ihm in den
Berg kommt, dachte er. Was er sieht, muß in ihm
aufgeh'n, Eigenart, Leberzeugung, Willen ihm offen-
bar, ein Teil von ihm selber werden.“

Das hatte er oft genug an sich selber erfahren.
Wie manches Mal war er nach Hause geföhrt,
wütend über die Herrschergrüße Huberts: nie wieder!
Und war dann doch wiedergekommen. Bis eines
Tages der Bruch da war, scharf und klaffend.

Johannas wegen.

Dieser armen Seele trug ihre Liebe mehr Dornen
als Blüten. Oft schlich sie dahin mit gesenkten
Schultern, ein Bild der Trostlosigkeit.

Ein hartes Wort Huberts, und alles wurde ihr
dunkel. Das Leben lag auf ihr wie eine schwarze
Decke. Sie kam von selber nicht wieder empor.
Und Hubert, immer in seinen Ideen fesselt, merkte
oft nicht einmal, was er angerichtet hatte.

Bei einer solchen Gelegenheit hatte ihm Karl
„eine Meinung“ gesagt. Und so gründlich, daß
jedes nachträgliche Wädhern und Wiedergutmachen
ausgeschloffen war. Zum Glück kam bald darauf
seine Verlegung.

Und nun sah er wieder hier bei Hubert und
hielt Johannas Bild in der Hand. „Schade!“
sagte er jetzt aus seinen Gedanken heraus, „daß es
mit dem Heiraten noch ein Weilchen Zeit haben
wird.“

Hubert, der als ordentlicher Hauswirt das Kaffee-
geschirr zusammenräumte, blieb vor Karl stehn und
sah ihm fest ins Gesicht. „Sie ist meine Frau,“
sagte er mit ruhigem Nachdruck.

„Deine — Frau?“ Karl Bedekind mußte nicht
recht, wie ihm geschah. Er stellte das Bild fort,
als thäte es plötzlich seinen Augen weh. „Johanna?
Ja — verhehe nicht —“ Er sah sich an die
Stirn.

„Pfiu und Standesamt haben wir zwar weiter
nicht bemüht,“ sagte Hubert gelassen. „Ein paar
Mächtizere haben uns zusammengegeben: die Not
und die Liebe.“

Er sah scharf in Karls Gesicht, das deutlich
zeigte, wie er mit allen Kräften diese Neuigkeit zu
bewältigen suchte. Johanna, die ihm immer eine
Heilige gewesen!

„Hätt' ich bloß ihre Opfer annehmen sollen?“
sah Hubert nach einer Weile fort. „Und das einzige
Glück, das armen Schludern, wie wir's sind, noch
nicht verbannt ist —“ Karl Bedekind,“ sagte er
plötzlich weich, „du solltest sie einmal sehn, seit der
Kleine da ist.“

Heber Karls Gesicht hirschte eine dunkle Rote.
Zinster und gequält nagte er an seiner Lippe.

Wieder eine lange, dumpfe, peinliche Pause. Endlich
sagte er: „Du bist ein Mann. Du trägst die Ver-
antwortung schon selber —“

„Die volle!“ Hubert reichte seine breite Brust.
„Aber das arme Weib —“

„Komm,“ sagte Hubert und erhob sich rasch.
„Ich muß heut noch zu ihr. Es ist allerlei Litter-
arisches gekommen. Das wollte sie mir sagen. Ich
lass' es nämlich an ihre Adresse schicken — wegen
der Spärnase meiner Wittin. Hör' Johanna selber.
Das darfst du mir nicht abschlagen.“

„Heut nicht. Sag's ihr erst. Vielleicht ist's
ihr doch peinlich. Aber —“ er knöpfte den Leber-
zieher zu — „wir können wohl noch ein Stück
zusammengehn.“

Unterwegs — sie hatten noch eine ganze Strecke
durch die Neustadt, ehe sie an die Augustusbrücke
kamen — war Hubert lebenswürdig und geprügigt.
Er regte, offenbar in dem Verleben, den ersten pein-
lichen Eindruck seines Verichs zu verweisen, so viel
neue und interessante Fragen an, daß Karls Ge-
danken bald in andre Bahnen gerieten.

Endlich hatten sie die Brücke erreicht, unter deren
gewaltigen Bogen der Strom breit und majestätisch
dahinflöß. Zauberhaft spiegelte sich der Lidterglanz
der Brücken, der Restaurants, der Willen und Straßen,
die sich an den Ufern entlangzogen, in dem dunkeln,
beweglichen Spiegel.

Gefesselt war Karl stein geblieben. Das schwarze,
ruheloze, lebendige und doch unheimlich stumme Lin-
geheuer erchien ihm wie ein Niese, der unanfechtbar
und unwiderstehlich einem fernen Ziel entgegenfiel.
Da hörte er Huberts Stimme neben sich.

„Den hab' ich auch mal klein gesehn . . . Sand,
Geröll, dazwischen ein kümmerlicher Wasserarm. Und
dann waren auch eines Tages die Hungerheine da.“

„Hungerheine? Das klingt ja ganz unheimlich.“
„Sind auch unheimliche Wesellen. Und für mich
ist ihre Bekanntschaft noch mit so allerlei Umständen
verknüpft —“

Er schüttelte sich, als ließe ihm ein Schauer über
den Rücken. Der Wind pfiß scharf und schneidend
über den Fluß hin. Sie gingen schneller weiter,
um in den Schug der Häuser zu kommen.

Karl war neugierig geworden, und als Hubert
das Kapitel, das er eben berührt hatte, nicht weiter
verfolgen zu wollen schien, fragte er geradezu, was
es für eine Bekanntschaft damit habe.

„Es sind Fellen, die bei besonders niedrigem
Wasserstande aus dem Flußbett zum Vorschein
kommen. Das Volk fürchtet sie oberflächlich. Sie
sind die traurigen Begleiter von Dürre, Hungersnot,
Viehsterben.“

„Und du hast sie erlebt?“

„Jawohl. Mein Vater hatte ein kleines Gut
in Pacht, in der Nähe von Meisa. Und da haben
wir Kinder in regenlosen Sommern zittern gelernt
vor dem Gespenst der Hungerheine.“

„Das kann ich mir denken.“

„Vielleicht doch nicht ganz. Du bist in einem
ehrbaren Pfarrhause groß geworden. Sei uns aber
war der Teufel los, wenn eine Miferente drohte.
Ob wir nun brav waren oder nicht, Schläge gab's
doch, hungern mußten wir doch. Da schoß denn
die Pestie, die in uns allen heekt, gut ins Kraut.
Jeder suchte zu ergattern, was er ergattern konnte,
sonst ging er leer aus. Auf diese Weise wird dir
vielleicht mancher Charakterzug an mir verständlich,“
schloß er sarkastisch lächelnd.

„Jawohl,“ murmelte Karl und dachte an
Johanna.

„Der furchtbare Sommer von dreihundfünfzig kam.
Das Gras verdorrte, die Erde barst in großen
Sprengungen. Wir schlachteten unser bißchen Vieh.
Mein Vater schalt und suchte von früh bis spät.
Meine Mutter weinte. Wir Buben drückten uns
draußen herum; dem Vater wagte niemand unter
die Augen zu kommen.“

„Und dabei — erbarmungslos blau der Himmel
jeden Morgen, und die Erde von Tag zu Tag kleiner . . .“

„Ich hatte eine Leidenschaft: das Lesen.“

„Es war mein Schmerzensmittel. Wie ein
Morphiummüchtiger für sein geliebtes Gift, hätt' ich
meine Seele hingegeben für das erbärmlichste Lesef-
futter.“

„Eines Tages — am zwanzigsten August war's,

ich vergess' ihn nie! — überraschte ich meine Schwester Anna auf dem leeren Heuboden über einem Buche. Ein alter Stalender war's, auf dem Umschlag ein großer Holzschnitt: Andreas Hofers Abschied.

„Ich stürzte mich auf sie, um ihn ihr zu entreißen. Wir rangen. Die kleine schwächliche Anne, mein Liebling, setzte sich verzweifelt zur Wehre. Reins dachte an die Bodentlufe. Auf einmal lag sie unten. Aber sie schrie nicht. Still und blaß blieb sie liegen.

„Vielleicht ist sie tot, dachte ich. Entsetzen kämpfte in mir mit einem fast wahnfinnigen Entzücken über meinen Mord. Ich rannte wie gepeitscht davon, einem Bersteh zu, dicht bei der Elbe. Da starrte mir auf einmal etwas entgegen, was ich noch nie gesehen hatte. Auf dem großen Felsen, der seit gestern vom Wasser freigelegt war, stand in verwittertem Buchstaben das Menetekel: „Wenn Ihr mich wiedersehet, werdet Ihr weinen.“

Karl Bedekind fühlte, daß es ihm eilig über den Rücken froh.

„Und deine Schwester?“ fragte er, nachdem sie ein Stück schweigend neben einander hergeschritten waren.

„Sie hat lange krank gelegen und ist jung gestorben. Aber, siehst du — selbst wenn ich sie tot gefunden hätte, als ich mich abends nach Hause stahl — „Mene häit“ ich nicht fühlen können. Das Erreichte, die glühenden neuen Eindrücke von kühnen Thaten, von Aufopferung und tragischem Tod, das war alles so viel größer als unser häusliches Glend, als mein bißchen Schuld gegen das kleine Ding, das mich hindern wollte, zu nehmen, was mir, dem sklageren, dem Stärkeren, zukam. . . In der Nacht hab' ich zum erstenmal gefühlt, daß ein Dichter in mir steckt.

„Siehst du, Karl Bedekind, und seitdem weiß ich: wir alle haben unsre Hungersteine. Hier drinnen in unserm tiefsten Wesen, da liegen die Härten und Schrottheiten, von denen wir in guten Tagen nichts wissen.

„Aber laß einmal die große Dürre kommen, die Not, die Verzweiflung. Dann behüte Gott uns vor den Hungersteinen.“

Hubert Schwarz blieb stehn und reichte Karl Bedekind die Hand.

„So, du mußt jetzt links einbiegen. Ich geh' geradeaus. Also ich grüße Johanna, und du kommst bald einmal.“

Karl nickte mechanisch, und sie trennten sich.

Nach einigen Tagen erhielt Karl eine Postkarte von Hubert. Johanna freute sich sehr auf ihn; er möge doch bald einmal zu ihr gehn, des Abends, wo sie freie Zeit habe.



Robert van Wyk,

der neue Bürgermeister von New York.

Wie Karl schon neulich erfahren, hatte sie mit dem Rest ihres kleinen Vermögens eine Papier- und Schreibmaterialienhandlung in der Marienstrasse erworben, die hauptsächlich durch ein paar Schulen in der Nachbarschaft lebhaften Umsatz hatte. Sie lebte leidlich gut, wenigstens ohne dringende Sorgen. Freilich kam sie den ganzen Tag nicht zur Ruhe. Die Stunden, der Haushalt, der lebhafteste kleine Dube, den sie nicht aus den Augen lassen durfte, das alles verlangte beständig ihre Aufmerksamkeit.

„Aber du kennst sie ja,“ hatte Hubert gemeint.

„Das ist ihr gerade recht. Je mehr an ihr herumzerrern, desto zufriedener fühlt sie sich.“

Eines Tages — nachdem er's eine Weile von sich geschoben hatte — machte Karl Bedekind sich wirklich auf den Weg nach der Marienstrasse. Es war nach sieben Uhr und noch das volle Großstadt-leben in den Straßen. Die Arbeiter strömten aus den Werkstätten, die Speisehäuser, Vergnügungslokale, Theater füllten sich. Was sich den Tag über hart geplagt und geheißt hatte, das suchte in ein paar Abendstunden dem Leben eine heitere Seite abzugewinnen, die erschöpften Nerven durch scharfe Reizmittel aufzuwecken, Mühe und Sorgen in wohlthätigen Genüssen zu vergessen.

Unruhig und bestommen ging Karl zwischen all den eiligen Menschen dahin, mit zögernden Schritten, je näher er seinem Ziele kam.

Ein paar mal reckte er sich, als wär ihm die Brust zu eng. Seine erste Liebe . . . und so —!

Ein seltsames Wiedersehen. Er hätte es ihr gern erspart. Und wer weiß, ob sie sich wirklich freute, ob Hubert nicht ein Nachwort gesprochen hatte, ehe sie sich dazu verstanden hatte, Karl zu sehn.

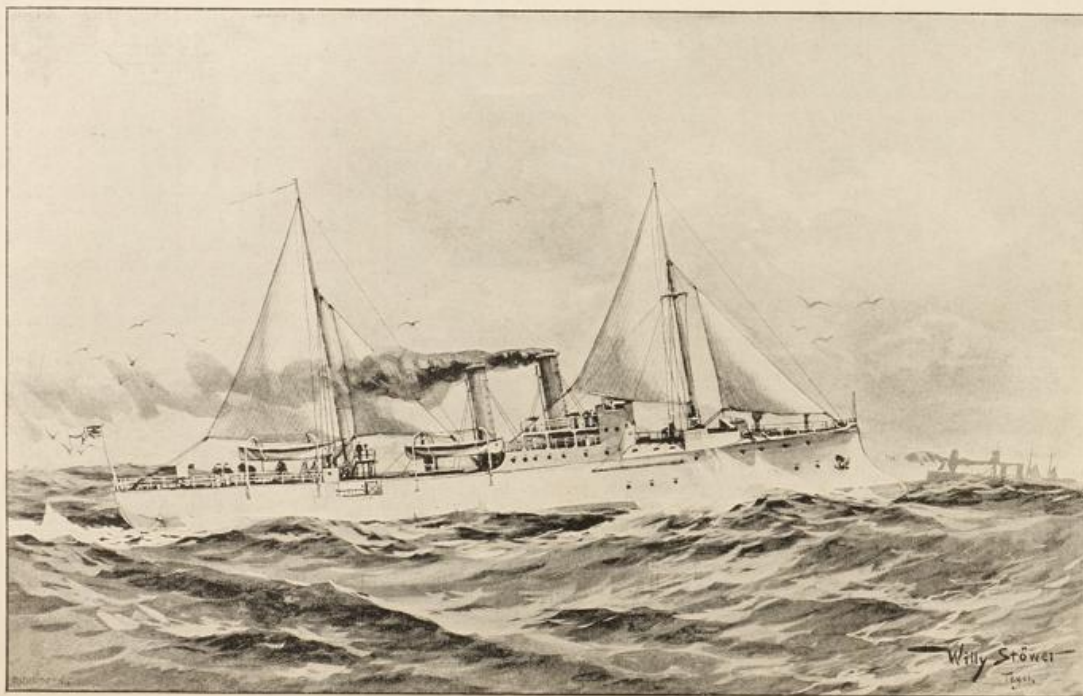
Nun stand er vor dem kleinen Laden, zu dem ein paar Stufen hinaufführten. Die Glashür war zur Hälfte mit einer undurchsichtigen bunten Gardine verhängt.

Er versuchte, darüber hinweg einen Blick in das Innere des kleinen Raumes zu thun. Aber die Obertheile einiger Schränke und Repositorien, die er zu übersehn vermochte, befriedigten seine unruhige Neugier nicht.

Es fehlte noch eine Viertelstunde an acht, dann wurde vermutlich das Geschäft geschlossen. Damit sollte er die Zeit totschlagen? Er stand eine ganze Weile vor dem Schaufenster und sah sich den billigen Tand an, der, nett und geschmackvoll geordnet, die Käufer heranlocken sollte. Dann trat er mit einem plötzlichen Entschluß ein. Die Thürklingel meldete ihn mit gelendem Klang.

Es war gerade ziemlich viel zu thun. Ein halb Duzend Leute standen und warteten. Johanna hatte nicht einmal Zeit, den Neuangekommenen zu beachten. Er blieb im Hintergrunde stehn und sah ihr zu.

Müdig und ernst bewegte sie sich hin und her hinter dem Ladentisch, blühte sich oder langte empör,



Von der deutschen Arzteslotte: Top der neuen Kanonenboote „Alte“ und „Däne“ unter Dampf und Segel. Originalzeichnung von Willy Stöwer.



Šoplot. Načy dem Gemälde von Eduard Gröninger.

Copyright 1887 by Franz Hanfstaengl, München.

öffnete und schloß Fächer und Kästen, alles ohne Hast und Heberei, mit einer schönen, stillen Sicherheit, einer sanften, weichen Grazie, die dem Auge wohlthat.

Dann hörte er auch ihre Stimme wieder, und die kurzen, geschäftlichen Fragen und Antworten klangen aus ihrem Munde nicht einmal trivial. Immer lag das Interesse, das sie der einfachsten Sache entgegenbrachte, ihr Wunsch, die Leute zu befriedigen, ihre persönliche Liebeshörigkeit darin und erhob alles. Er glaubte und verstand es wohl, daß sie eifrigen Zuspruch hatte, und daß besonders die Schulkinder ihr gern alle ihre Groschen für Federn und Beste und Meie und Zeichenpapier ins Haus trugen. Sie hatte so etwas Warmes, Mütterliches.

Ein wenig blaß sah sie aus und abgepaunt in ihrem dunkeln Kleide, nachdem sie so den ganzen Tag auf den Füßen gewesen war. Das blonde Haar trug sie glatt geschleift, die schöne, hohe Stirn frei. Immer hatte er gefunden, daß sie der Holbeinschen Madonna des Bürgermeisters Meyer glähe in ihrer schlanken, innigen Weiblichkeit. Diese Keuschheit war jetzt noch viel vollkommener geworden.

Ein kleiner Bürsche in einem armenigen Wämselein hatte lange und unschlüssig in einem Stroh Silberbogen gewischt, die sie ihm vorgelegt. Nichts von der Neu-Kuppiner Herrlichkeit schien ihm würdig genug des Preises, den er trauhaft mit den roten, schmutzigen Fingern umschloß und hielt.

Endlich wandte sich Johanna wieder an ihn. Sie beugte sich hinüber, streich ihm faust über das struppige Haar und brachte durch freundliche Fragen heraus, daß es „Soldaten“ und „der Kaiser“ seien, wonach sein Herz stand.

„Sie, ein Zimmermannsblei wolt' ich,“ brummte jetzt der Pöhl eines jungen, stämmigen Gesellen, der sich augenscheinlich zurückgesetzt fühlte gegen den kleinen Parvoten. „Ich sieh' hier schon 'ne ganze Weile, Madam. So viel Zeit hab' ich nicht.“

Nach hob Johanna die dunkelbraunen Augen. „Es geht nach der Reihe,“ sagte sie; „der Kleine war eher da.“ Sie legte dem Gesellen das Gewünschte vor. Er wählte, kramte, schien sich so recht im Hebergewicht zu fühlen in seiner Breite und Muskelkraft dieser schmächtigen Frau gegenüber. Eine Weile murmelte er noch allerlei in den Bart. Dann bezogte er und ging. Auch der kleine, dem Johanna noch einige Holzschreiber in die Hand gedrückt hatte, opferte seinen Nickel und zog in einer trunkenen Glühelikeit ab.

Jetzt war die Reihe an Karl. Er trat heran und grüßte. Er hatte sich einen Scherz ausgedacht während des Wartens. Ihr kamen den Tag über so viel fremde Gesichter vor. Ob sie ihn wohl erkennen würde mit seinem blonden Vollbart, in seinem leichten Embonpoint?

„Sie wünschen?“ fragte sie höflich. „Schreibpapier haben Sie wohl in guter Sorte?“ Sie stuzte, sah ihn scharf an, schien ihrer Sache noch nicht ganz sicher. „O gewiß —“ sagte sie dann zögernd.

Sie wandte sich um, kramte eine Weile wie unschlüssig in allerlei Schubfächern herum — Karl schien's, als wenn ihre schlanken, bläulich-weißen Hände leise zitterten — und plötzlich kehrte sie ihm ihr Gesicht zu und sah ihn fest und mutig an.

„Ja, Sie sind's,“ sagte sie und wurde schnell hintereinander blaß und rot. „Aber ich hätte Sie nicht erkannt, wenn mir Hubert nicht gelagt hätte...“

Er reichte ihr über den Ladentisch die Hand. „Ja, ich bin's,“ sagte er. „Ich habe mich also verändert?“

Sie lachte, und nun stand auf einmal die ganze innige Heiterkeit auf ihrem Gesicht, die er auf ihrem Bilde so bewundert hatte. „Wissen Sie denn nicht mehr — Ihren Aneinander? Sardelle — das vaht doch nicht mehr auf Sie? — Aber nicht wahr, mit dem Einkauf hat's keine Eile? ... Bitte, treten Sie näher...“

Sie schlug eine Klappe des Ladentisches zurück und ließ ihn durch diese Passage in den schmalen Gang eintreten. Dann öffnete sie eine Glastür, bat ihn, im Wohnzimmer Platz zu nehmen, und blickte, da im Augenblick die Glocke erkante, mit einer schnellen Entschuldigung in den Laden zurück.

Karl Webedind atmete auf. Gott sei Dank, jetzt hatte er Zeit, ins Gleichgewicht zu kommen!

Im ersten Moment war's ihm peinlich gewesen, sie „Fräulein Johanna“ zu nennen. Heberall stand das Gehehene süß, fachelig, verhänglich zwischen ihnen. Heberall fürchtete er anzuklopfen, sie zu verlegen, zu beschämen.

Aber — noch einmal Gottlob! — sie war ja gar nicht die gekrümmte, bähenne Magdalena! Ihre Ruhe und Sicherheit ging wohlthätig in ihn über. Voll Interesse sah er sich in dem Zimmerchen um, in dem alles anheimelnd war, sauber, gepflegt. Möbel und Dielen glänzten wie Kasanien, die eben aus der facheligen Hülle gesprungen sind. Die Lampe auf dem runden Tisch brannte mit reinem goldigen Licht. Die weiße Decke, die über den Tisch gebreitet war, schien eben frisch gestärkt und geplättet. Ein Sträußchen von Nelken und Veilchen stand in einer Vase von blauem Glase und duftete süß nach Frühling. Jemandes mühten auch Kessel stehn. Wichtig, in der Porzellanale auf dem Vertiko! Und nun wurde ihm alles auf einmal wieder ganz vertraut. Das waren ja die alten Göttinger Möbel, die ihre Mutter mit in die Ehe gebracht und ihr vererbt hatte.

Nichts verriet den großen Wechsel in ihrem Leben, nichts das Dasein eines Kindes. Ja, doch: dort in der Fensterecke der kleine Tisch mit dem Stühlchen davor, die paar beschiedenen, wohlgeordneten Spielsachen.

Karl Webedind that die Augen fort und mußte doch wieder nachdenken. Wie hübsch das war, das Binkelchen! Wie's das Stüßchen erst gemütlich machte!

Nun fiel ihm auf einmal Huberts ddes Zimmer ein. Da begriff er's, daß dieser Stimmungs Mensch, der bei aller Kraft und Schroffheit doch weich und liebebedürftig und Järllichkeit-beißend war wie ein Kind, diesen warmen, sicheren Schlafwinkel brauchte, um sein hartes Kampfleben zu ertragen.

Nur wunderte er sich — wie die Sachen einmal lagen —, daß er so weit ab von diesem friedlichen Nest sich einquartiert hatte. Es war ja beinahe eine Tagreise bis hierher. Wie selten konnte er sie leben!

Da ging die Klingel wieder. Er hörte, daß die Thür geschlossen und die Kollajouste herabgelassen wurde. Dann trat Johanna ein und bat ihn, da er noch in seinem dden Heberzeiler soß, abzulegen.

Während er es that und sie ihm behilflich war, den schweren Rock an einem Ringel an der Thür aufzuhängen, sagte sie heiter: „Sie haben Glück. Heute abend, hoff' ich, wird Hubert kommen.“

„Kommt er denn nicht täglich?“ fragte er, sich wieder legend.

„Ach nein,“ — ein Schatten flog über ihr Gesicht — „er hat so selten Zeit.“

„Arbeitet er denn den ganzen Tag?“

„Wie es kommt, je nach der Stimmung, lieber Herr Doktor. Und damit ist's unvorsehenbar. Aber wenn er lange nicht hier war, so weiß ich wenigstens: er ist im Juge, es glüht ihm. Und dann — wie sehr ich ihn auch entbehre, bin ich doch froh.“

„Wenn er dann wiederkommt, ist er wohl sehr vergnügt?“

Sie hatte sich ihm gegenübergejezt und sogleich eine Handarbeit vorgenommen, einen kleinen, roßigen Wollstrumpf. „Vergnügt?“ sagte sie aufsehend, nachdem sie bedächtigt eine finkende Nahe aufgefunden hatte, „Sie kennen ja Hubert. Immer nur seine Arbeit. Und nie zufrieden mit sich. Lieber Gott, das ist wie ein ewiges Feuer, ein innerer Vulkan. Mir ist manchmal, als erlebe ich einen Bergsturz, oder einen Gewittersturm, oder sonst was Großes, ein Naturereignis... Man zittert und beb't förmlich. Von Vergnügtsein ist da nicht viel die Rede.“ Sie lächelte. „Aber darauf kommt's ja auch nicht an. Wenn ich ihn nur alles vom Halse halten könnte, Mergel und Sorgen... Das quält ihn ja tausendmal mehr wie andre Menschen...“

„Natürlich.“

„Ich bin schon froh, daß er mich manchmal das Abschreiben besorgen läßt oder das Korrekturlesen...“

„Dazu finden Sie auch noch Zeit, Fräulein Johanna?“

Mit leisem Schreck bemerkte er, daß sie bei dieser

Anrede erröte war und stumm und eifrig fortstrickte.

„Bitte, Herr Doktor,“ sagte sie nach einer Weile leise, „nennen Sie mich doch nicht „Fräulein.“ Ich

komme mir gar nicht wie ein „Fräulein“ vor als Helrens Mutter.“

Er verneigte sich. „Vergehen Sie,“ murmelte er verlegen. Seine kurze Pause entstand, in der er nur die Nadeln eifrig klappern hörte. Dann sagte sie ruhig: „Und Sie sind fort vom Gericht, Herr Doktor? Damals — in Göttingen — hatten Sie Lust, zur Staatsanwaltschaft zu gehn, nicht wahr?“

„Jawohl. Aber, sehn Sie... ich hab' in der Praxis ein paar Fälle erlebt... nein! Solange wir so im Dunkeln tappen, fühl' ich mich zum Ankläger nicht berufen.“

Sie nickte ihm herzlich zu. „Wenn man den Menschen doch in die innerste Herzkammer hineinleuchten könnte,“ scherzte sie. „Und da wollen Sie also Rechtsanwalt werden?“

„Ja. Ich denke, das liegt mir besser. An Leuten, die mit wahren Vergnügen und streng nach dem Buchstaben die Böde herauspüren und ans Messer liefern, damit die brave Herde der Wohlhabenden und deshalb Wohlgefinnten ungestört weiden und wiedererkämen kann — an denen ist ja kein Mangel.“

„Nein,“ murmelte sie, und ihr freundliches Gesicht verfinsterte sich; „angelangt und verteilt wird einer schnell. Jeder glaubt ja lieber das Böse vom andern.“

„Und, sehn Sie, ich gehöre zu den komischen Käuzen, die sich einbilden, die meisten Menschen wären lieber gut als schlecht, wenn sie nur dürften. Einfach, weil „glücklich“ und „gut sein“, das heißt nach den Gesetzen der Natur und der Gesellschaft leben, für mich ein und dasselbe ist.“

„Ja,“ stimmte sie zu, „es wird ja manchem geradezu unendlich gemacht, sich durchs Leben zu schlagen, ohne daß seine Nachbarn rechts und links Pöffe und Stöße abfragen. Wenn man weiß, wie die armen Leute oft leben... eingeseckt wie die Deringe, manchmal keinen Bissen Brot im Haus, und jeder schaut sie an und muß ihre Not aus — da ist's ja kein Wunder, wenn sie sich mit Gewalt nehmen, was ihnen freiwillig keiner giebt. Ein bißchen Glück, ein bißchen Wohlleben will doch jeder haben. Gott! Und oft die kleinen Vergehen — und die harten Strafen!“

Er merkte, sie sprach für sich selber, indem sie eine allgemeine Bemerkung auszusprechen schien. Arme Mimose, dachte er, was magst du ausgehalten haben!

„Strafen!“ rief er. „Ja, das ist auch so ein Kapitel. Wir sind allzumal Sünder! Heberhaupt — der, den die Strafe bessern würde, bei dem ist sie eigentlich überflüssig. Bei dem wär' ein Erlass seiner Strafe viel wirksamer.“

„Und einer, bei dem sie nutzlos ist,“ warf sie mit traurigen Lächeln ein, „wozu packt man sie dem auf?“

„Ganz recht!“ rief er, errote über ihre Verständnis. „Und sehn Sie, Johanna, wenn ich's nur einer Handvoll erpare, als „Gebrauchsmatte“ herumzulaufen, wie mit einem Stein um den Hals —“

Johanna erhob sich und reichte ihm die Hand. „Sie sind ein guter Mensch,“ sagte sie herzlich.

Im Nebenzimmer rief ein verfluchenes Stimmchen: „Mama!“

„Da ist er doch wach, der Schelm,“ sagte Johanna lächelnd. „Er ist vorher über seinem Stüppchen eingeschlafen. Sie müssen schon entschuldigen. Die Milch steht noch auf dem Feuer. Ein Viertelstündchen, und das Kerlchen ist abgefüttert und schläft wieder.“

(Fortsetzung folgt.)

Lasset die Kindlein zu mir kommen!

(Schrift der Abbildungen Seite 140 und 141.)

Von allen Neleombestrebungen unßer reformfähigen Zeit, der es mit einem Male an allen Ecken und Enden zu eng geworden ist, bezeugt wohl keine unter den werksichtigen Förderer und Helfen so vielen und warmen Sympathien wie diejenige, die auf eine Umgestaltung und Erneuerung der geistigen Nahrung für die Jugend gerichtet ist. Es giebt sogar viele Entwürfe, die in der geistigen Heranbildung und Entwicklung der Jugend durch einen sorgfältig ausgewählten Ausdammungs- und Verstoff geraden das sicherste Mittel zur Lösung der sozialen Frage auf friedlichem Wege erblicken, und wenn ererbte Sozialpolitiker auch über diese optimistische Auffassung von der Bestörungskraft finstere Gewalten lächeln werden, so

darf in einer Zeit, wo alle, selbst die stärksten Mittel versagt haben, doch auch ein Versuch mit einem Mittel gemacht werden, das sich sanft und mild den Augen und Ohren von Kindern einwirken läßt, die durch Verwahrlosung, Not, häusliches Elend oder vielleicht gar barbarische Behandlung mißtrauisch und feindselig geworden sind. Selbst in der ärgsten Not jauchzt ein Kindergemüth frohlich auf, wenn ein buntes Bild gezeigt oder eine schlichte Erzählung vorgetragen wird, die dem kindlichen Sinn verständlich ist.

Die Pagine des Kindes nach einem bunten Schauplatz ist allmählich durch die Vermehrung der Arbeiterbevölkerung in den großen Handels- und Fabrikstädten so lebhaft geworden, daß bunte Industriefiguren auf den Gedanken gekommen sind, diese Massenproduktion von Schandwaren jene Pagine zu befruchten. Durch allerlei Kanäle, die sich den Augen der Öffentlichkeit entziehen, durch die Vermittlung gewinnthätiger Schreibwarenhändler gelangen Erzeugnisse verdächtiger Lieferanten und Heiliger in Millionen von Exemplaren in die Hände der Schuljugend, deren Empfindlichkeit dadurch freiwillig abgestumpft und später durch edle Werte des Kunst- und Vademecums nicht mehr geweckt werden kann.

Die Reform in der Jugendlitteratur richtet sich aber nicht allein gegen die Massen vergriffener Schandproduktion, sondern auch gegen die Künstler, Schriftsteller und Verleger, die den Augen der kleinen und großen Jugend alles höchst, geistig und unanständig präsentieren wollen und der Meinung sind, daß die Schule des Lebens zu vollenden habe, was in der Lehrstunde zu lernen verflücht worden ist. Aber auch gegen diese optimistische Ansicht, die wir durchaus nicht verwerten möchten, wendet sich jetzt eine Opposition, die ebenfalls viel zu ihren Gunsten vorbringen kann. Den Kindern sollen diese, sobald ihr Beschäftigungstrieb erloschen ist, die Augen für ihre Umgebung geöffnet werden, und wenn man sie auch vor dem Falschen und Schlechten möglichst hüten muß, soll man ihnen die Wahrheit nicht gefühllos vorenthalten und ihnen nicht ein schönes Schein vorpiegeln, nach dem eine Enttäuschung desto schmerzlicher wirkt.

„Die Wahrheit in der Kunst!“ lautet jetzt die Parole, die von vielen Seiten für die innere und äußere Gehaltung unserer Jugendlitteratur ausgegeben wird, und einer der ersten, die sie sich zu eigen gemacht haben, ist der Verlagsbuchhändler J. H. Steinlapp in Duisburg, der sich verbunden hat mit Edward Kämpfer, einem der Düsseldorf'schen Schule entsprossenen Künstler, den wir seit Jahren als einen Geistes- und Charaktererbe von gesundem Realismus und uninger Wahrheitstriebe schätzen. Als Generalrevisor hat er sich besonders in Schilderungen aus dem Kinderleben hervorgethan, und die Kinder stellt er auch in den Vordergrund seiner Kompositionen, die er unter dem Vorzeichen des Evangeliums „Lasset die Kindlein zu mir kommen“, zu einer wahrhaft herzerquickenden und erfrischenden Festgabe für christliche Familien beider Bekenntnisse zusammengeliefert hat. Auf dreizehn Bildern, die mit feinem Gefühl für die Grenzen der lithographischen Technik und für das Kindern favorische Farbspiel in Farbenbraut ausgeführt werden sind, und in einer Reihe von sachlichen Textillustrationen und Randverzierungen führt er den Kleinen das Ebenmaß des Heilandes von der Verkündigung an die Hirten bis zur Dinnmchkehr vor Augen, immer bemüht, das Dogmatische und Ueberflüssige fernzuhalten und nur das dem Kindergemüth leicht Faßliche zum Gegenstand seiner Darstellungen zu machen, die sich ebensowohl von süßlich-sinnlicher Schönarbeit wie vom grob Naturalistischen der modernen Schule fern halten. Es ist, als ob ein starker Strom von Geistes Durst und Gram nach dem Künstler übergegangen sei; denn trotz des orientalischen Grundcharakters der Bilder weht uns aus ihnen der warme Hauch echt deutschen Empfindens, traulich deutschen Familienlebens entgegen. Die junge Mutter mit dem lieblichen Wandler im Schoß, der kleine und der große Heiland und die sorglos-frohen Kinder, die sich voll von väterlicher Liebe an den väterlichen Freund klammern oder ihm bei seinem Eingange in Jerusalem klammertreu den Weg bahnen, — sie alle sind echt deutsche Mundstücke, die uns heimlich-vertrauten Gesichts anläßeln. Alle tragen aber einen individuellen Zug, der darauf hinweist, daß der Künstler mit vollen Händen aus der ihm umgebenden Natur geschöpft hat. Auch die begleitenden Erzählungen in Prosa und Versen von G. Steinlapp, die sich eng an die Evangelien schließen, sind von demselben Geiste schlichter Wahrheit erfüllt, so daß sich Bilder und Text zu jener edlen Harmonie verschmelzen, die erst das Gepräge eines wirklichen Kunstwerkes ausmacht.

Hans Holtenberg.

Die Pariser Berufs Bettler.

Eugen v. Zagow.

Die Bettellei kann in Frankreich, wie in andern Ländern auch, erst wirklich bekämpft werden, wenn die gesellschaftliche Organisation so weit vervollkommen ist, daß allen Arbeitslosen sofort Arbeit geschafft wird, daß alle Arbeitsunfähigen, Kranke, Kinder und Greise, jederzeit versorgt sind. Hat man auf diese Weise die Arbeits-

unfähigen, die von Rührern und ähnlichen Dichtern verheerlichen Landstreicher von den wirklich Hilfsbedürftigen, deren Schmarotzer sie so recht eigentlich sind, abgehebert, so wird es sehr leicht sein, dem Berufs Bettlerum den Garaus zu machen. Der eine Teil wird ins Irrenhaus geschickt werden, der andre durch Verweigerung von Almosen und durch sonstige Zwangsmittel zur Arbeit angehalten werden. Eine der Hauptursachen der Arbeitslosigkeit und des Familienelends ist überdies der Alkoholismus, dessen Statistik den Franzosen unter den Völkern Europas bereits den wenig beneidenswerten zweiten Platz anweist. Seine energische Bekämpfung wird zur Verwirklichung des von Jahrhundert zu Jahrhundert vererbten Ideals „eine Bettler mehr!“ am meisten beitragen. Doch einstweilen ist der Berufs Bettler in Frankreich, und zumal in Paris, eine Thatache, mit der man rechnen muß. Er ist, wie ich schon hernach, recht eigentlich der schamlose Schmarotzer der verarmten Armen.

Wenig ist mir mit den verschiedenen Klassen und Krüften des Berufs Bettlers befaßte, zunächst einige Worte über seine „Jahnt“ und seine Einrichtung. Das ist in der That vielleicht die einzige Jahnt, die es in Frankreich noch giebt, mit selbstthätigen Sängern, die beispielsweise das Recht verliehen, nicht nur nicht betteln, das heißt nicht bettelmäßige, sondern sogar berufsmäßige Bettler vom Betriebe des edeln Gewerbes in ihrem Bezirk, beispielsweise vor dieser oder jener Maderische, auszuscheiden. Eine Uebersetzung jener Sängern ist viel seltener als die des siebenten Gebotes und wird von den Geschäftigen und deren Geschäfts-freunden alsbald mit der Krücke oder andern gefährlichen Waffen unbarbarisch geschnitten. Vor kurzem kam es vor der Kirche von Saint-Germain-l'Auxerrois zu einem heftigen Kampfe, wobei sich mehrere Kinder zutrugen: Hände wurden schand und verletzten Krämpfe, die plötzlich ihr zweites Heim wieder fanden, die Augen ausgetreten, bis der Schmeißer, mit seiner Helferin aus der Kirche herbeieilend, den Frieden wieder herstellte.

Die Berufs Bettler haben zwar keinen Jurisfunktions, aber dafür Agenturen, die das Geschäft vereinbahren, die Bettler in Sold nehmen, zu den Festtagen und bei andern großen Gelegenheiten Hülfskruppen aus der Provinz verschreiben und ihre Kräftekruppen an diejenigen Punkte der Weltstadt werfen, wo die überbare Schölherde am dichtesten ist. Nach beendeter Schur erhebt die Agentur ihre Aufgaben und sorgt für die Befolgung und Unterhalt ihrer Gaste. Neben diesen Vermittlungsgeschäften giebt es auch eine Bettlerbörse, wo unter andern gute Plätze gehandelt und verkauft werden, denn wie im allgemeinen der Franzose, so hat im besondern der durch und durch konservative französische Bettler die höchste Achtung vor erworbenen Rechten. Derartige Plätze können natürlich auch vererbt werden oder als Mitgift dienen. Ein im Paris ergaunter, „arbeits-müder“ Bettler beispielsweise will in einem seiner Häuser von seiner Reute leben, und so giebt er dem dem Schmeißer seinen Platz, kein „Amt“ vor der Maderleine, das den Brautstand vollkommen überflüssig macht. Wo giebt es in der weiten Welt einen Beamten, der dies höhere Beispiel nachzuahmen und nach seiner Verabschiedung den Schmeißerjohn an seine Stelle zu legen vermöchte!

An der Bettlerbörse, die, wie so viele andre, im Freien abgehalten wird, sind auch Listen fest, welche die Namen der Anstellungsverdienten enthalten. Nicht etwa nur trodene Namen und Bestimmungen, nein, Alles, was zu wissen notwendig ist, um Herrn X und Frau Y über ihre Ehe zu haben. Die nachfolgenden Beispiele werden eine sichere Vorstellung von dem Inhalt eines solchen Vademecum geben: „A. S., Fuhrknecht. Wohnte lange Zeit in N. und stand dort an der Spitze einer großen Fabrik. Sagen Sie, daß Sie beim Tode Ihres Mannes Ihr Vermögen verloren, daß Sie Kinder haben und so weiter. Sie können Ihre Miete nicht bezahlen, dann giebt er. Spätestens 7 Uhr morgens zu ihm gehen.“ — „Doktor W. Vortrefflich. Giebt 20 Franken.“ — „Doktor S. Gut. 5 Franken.“ — „Frau N. Priestlich. Geben Sie sich für die Witwe eines Müllers aus, der ihren Mann gut gelannt hat. Kündigung Ihrer Wohnung einschicken, aber nicht unter meinem Namen. Habe zweimal 20 Franken und einmal 10 Franken erhalten.“ — „General V. . . . Merkmal. Habe ihn vorigen Januar mit 20 Franken hineingelegt. Weinen Sie.“

Ueber die Straßendötter nur wenige Worte; sie sind in allen Großstädten, deren Bevölkerung sie sich trefflich anpassen verstehen, ziemlich dieselben. Die blinden Bettler von Paris sind jedenfalls fast alle lebend. Ich kenne etliche Bettler, deren Eigentümlichkeit es ist, ihnen als Stecken und Stab zu dienen. Zuerst läßt sie ihren dritten „Minden Gatten“ durch die Straßen, da sie sich mit den beiden andern bei der Teilung des Raubes entzweit hat. Um den Krüppel mit einem Arm oder ohne Arm zu spielen, mietet man eine mechanische Vorrichtung: 20 Franken Pfandgeld, einen Franken Tagesmiete. Den Einbeinigern kann man dagegen ohne sonstige Vorrichtung spielen. Von zwei Brüdern, die im Kriege verwundet sein wollen, verbißt der eine den Unterhosen, indem er ihn hinten emporschiebt und am Oberhosen befestigt, wodurch ein Stummel entsteht; der andre läßt mit arbeitsfähigem Gesicht, — ich weiß nicht, wie — das ganze Bein verschwinden.

Beide verdienen täglich 20 bis 22 Franken, abgesehen von dem gekauften Brote, das sie regelmäßig an einem Hundebettler verkaufen. Mir ist ferner ein Berufs Bettler bekannt, der auf den großen Boulevards neun Monate lang ein einbeinigtes Taktin führt und während der drei andern Monate in einer von Vadoort zu Vadoort wandernden Truppe erster Tänzer ist. Ein anderer Einbeiniger bettelt in Paris und wohnt wie ein behäbiger Bourgeois in der Umgegend, wo man ihn für einen Beamten des Justizministeriums hält. An Laubstümmen, die ihre Sprache wiederfinden, wenn es Schnaps und Whisky zu beschaffen gilt, fehlt es so wenig wie an solchen Bettlern, die Krandheiten heilen, mit Vorliebe den Bettstanz und die Epilepsie. Und „der arme Arbeiter ohne Arbeit“, „der ehemalige Militär“, der Unzufriedene, der im Winter keine wollenen Unterjacken unter Lumpen oder fadenhässlichen Stoffen verbißt und jämmerlich mit den Fingern klappert, oder jener andre, der Geld verlieren zu haben vorzieht und heult und klagt, — das sind Bettlerkruppen, denen wohl schon jeder begegnet ist. Während der großen Winterfälle des Jahres 1890 hatte man in den Hallen des Marsfeldes 700 Arbeits- und Uebelthäter von Staats wegen beherbergt, bewahrt, beliebt. Eine wostkätige Anzahl bot ihnen täglich Wohnung, Nahrung und einen freien Vormittag, um sich Arbeit suchen zu können, unter der Bedingung, daß sie nachmittags Holz spalten. An dritten Tage war die Legion zu einem Gassenfest von elf Mann zusammengeschlossen — das Betteln ist eben bequemer und bringt mehr ein! Ein neuerer Bettlerkräft besteht in folgendem: Vor einem Commisshalterplatz werden die Damen — besonders, wenn sie einhändig sind — von einer angeblüh in ähnlicher Lage befindlichen, anfänglich gekleideten Dame, die ihre Geldbörse vergraben hat, um das nötige Almogeld (15—30 Centimes) angegangen und kellen umloht.

Die Ausbeutung der Günstigkeit und frommer Gemeindeglieder wird in der Hauptstadt der Kirchenbetriebe selbst verständlich schonungslos betrieben: man möchte wohl eine milde Ehe in eine regelmäßige verwandeln, kein Kind lauten lassen, aber es fehlen die Mittel dazu — und Geld und Kleidung wird den vermeintlichen Opfern der unvollkommenen Gesellschaftsordnung reichlich gespendet. Wenn diese ihr Verpfändungsamt hielten, würde mancher ihrer eignen oder gemieteten Kinder ein dagesmal und häufiger gekaut worden sein. Die nachfolgende Geschichte diene als würdige Krönung des weiter oben Mitgeteilten: Ein Geschäftler wird in die Dachkammer eines Sterbenden gerufen, um ihm den letzten Trost zu spenden. Er findet indessen nur noch einen Loten, vor dessen Bett eine die Hände ringende Witwe lieht. Nachdem er diese gerührt, ihr ein Goldstück in die Hand gedrückt und neue Spenden zur Beirtragung der Begräbnis-kosten versprochen hat, verläßt er die Stätte der Trauer. Auf der Straße bemerkt er, daß er seinen Schirm vergraben hat, kehrt zurück, öffnet, ohne anzuklopfen, und siehe da! als ein neuer Lazarus sitzt der Loten am Tisch und leert mit seiner untröstlichen Witwe — vermutlich auf die Gesellschaft des frommen Spenders! — eine Flasche Burgunder.

Gaetano Donizetti.

Zu seinem hundertsten Geburtstag.

Das glänzende Dreigestirn, das bis zu den vierzig Jahren dieses Jahrhunderts die italienische Opernbühne beherrschte und den Ruhm derselben in die gesamte gebildete Welt hinausströmte, Rossini-Donizetti, hatte etwas von dem Wesen eines Meteor an sich — es trat am Firmament hervor, blendete die Augen der Zeitgenossen und war verschwunden, bevor diese sich Rechenschaft darüber abzufragen vermochten. Jeder der drei Tonmeister entfaltete eine flammeuwerte schöpferische Tätigkeit, und doch war keinem derselben eine längere Zeit des Wirkens zugemessen: Rossini legte sich vom Jahre 1829 an mit siebenunddreißig Jahren selbst Stillzuweisen auf, Bellini starb 1835, kaum einunddreißig Jahre alt, und Donizetti Geist unmauerte sich vom Jahre 1844 an, bevor der Maestro volle siebenunddreißig Jahre zurückgelegt hatte. Er war somit der einzige, der als noch thätiger Geist in die Zeit hinübertrugte, in der sich in der italienischen Oper ein Wandel zu vollziehen begann, und der leichte und gefällige Melodienfluß einer klumigen, eleganten und sentimental Wust allmählich dem ernsteren und geistigeren Wesen einer mehr und mehr nach Charakterkraft und dramatischem Ausdruck ringenden Behandlungsweise weichen mußte.

Donizetti hat mehr als sechzig Opern hinterlassen und in denselben eine ungemessene Vielthätigkeit entfaltet, er hat das türkische Drama von seiner ernsten und heiteren Seite gepflegt und, wenn im allgemeinen auch den Boden der heimischen Schaffensweise nicht verlassen, doch versucht, dem Wesen der französischen wie der deutschen Oper entgegen zu kommen. Auf der Bühne seines Heimatlandes hat er sich mit einer größeren Zahl von Werken befaßt, auf der ausländischen mit etwa acht bis neun, mit diesen aber in einer ziemlich festen und unerlöschlichen Weise. Es zählen zu denselben vor allem die drei komischen Opern

„Der Liebestrank“, „Die Regimentsdokter“ und „Don Pasquale“ und von ersten „Lucia von Chamisso“, „Lucia von Hammermoor“, „Linda von Chamisso“, „Die Favoritin“, „Don Sebastian“, denen man vor einigen Jahrzehnten noch „Bellini“ hätte anreihen können. Unfraglich sind die wertvollsten darunter die komischen Werke, die sich ihre volle Lebensfrist bis auf den heutigen Tag gewahrt haben und als ungehinderter Besitz der Bühne wohl auch auf die Zukunft übergehen werden.

Ihr Urheber erblickte das Licht der Welt in dem malerisch am Fuße der italienischen Alpen und Dolomitalpen in fruchtbarem Hügelland gelegenen Bergamo. Sein Vater hatte ihn zur juristischen Laufbahn bestimmt, er selbst wollte Künstler werden, das Schicksal machte ihn zum Musiker. An dieser Wendung der Dinge trug wohl die Donatistendebatte in Bergamo lebende Komponist Simon Mann, ein geborener Denker, der in jungen Jahren schon seine Heimat — Jünglingsstadt in Bayern — verlassen hatte und über die Alpen gezogen war, um dort sein Glück zu suchen. Wie später Elio Nicolai ging er ganz in dem Geiste der italienischen Musik auf; nur lehnte er nicht wie der glückliche Urheber der „Künftigen Weiber“ nach Deutschland und zu der berühmten Meise zurück, sondern blieb zeitweilig in dem Lande seiner Wahl, dort als unersetzlich fruchtbarer Opernkomponist wie ein eingeborener Tonmeister geschätzt und verehrt. Als Schüler Kapris wandte Donizetti sich indes nicht dem Gebiete der Opernkomposition zu, sondern studierte zunächst den Kirchengesang und schrieb Messen.

Dieser Richtung blieb er getreu, als er seine Studien in Bologna unter Vater Mattei fortsetzte. Den Weg zur Bühne fand er erst nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt, doch sollten immerhin noch mehrere Jahre vergehen, bevor er sein erstes Bühnenwerk, die Oper „Heinrich von Burgund“, in Venedig zur Aufführung bringen konnte. Obwohl das Werk freundlich aufgenommen wurde, mußten ihm noch neunzehn weitere folgen, bis mit der Aufführung des „Serbanten von Rom“ 1828 der Ruf des jungen Komponisten als gesichert gelten konnte. Die Aufmerksamkeit des Auslandes erregte er zuerst 1831 mit der für Mailand geschriebenen „Anna Bolena“, und es erhob sich nunmehr sein Stern bald zu heller Glanz; es entstanden in rascher Reihenfolge zwischen Venedig und Mailand fünf Opern, die längst der Vergessenheit anheimgegeben sind, die Opern „Der Liebestrank“ (1832), „Lucia von Chamisso“ (1834) und „Lucia von Hammermoor“ (1835), die von der italienischen Bühne wohl zu der des Auslandes vordrangen. Der gezeichnete Komponist wurde 1834 zum Kapellmeister und Lehrer der Komposition am Konservatorium in Neapel ernannt, erhielt 1836 auch die Professur des Kontrapunkts und 1838 die Ueberleitung der Anstalt. Der für Neapel geschriebenen „Lucia“ schloß sich im gleichen Jahr der zuerst in Venedig gegebene „Bellini“ an.

Donizetti war bereits im Jahre 1835 nach dem Auslande gegangen; er hatte in der Italienischen Oper in Paris seinen „Maximo Jahari“ herangebracht, der sich indes, trotzdem in der Vorstellung künstlerische Kräfte von dem Range einer Weiß, eines Aubin, Tamburini und Lablache thätig waren, gegen die gleichzeitig dort erschienenen „Furianten“ Bellinis nicht zu halten vermochte. Um die Ehre, die er sich damals zugezogen hatte, auszuweichen, begab der Maestro sich im Jahre 1840 abermals nach Paris, diesmal mit günstigerem Erfolg, denn die in der Großen Oper gegebene „Favoritin“ wurde ebenfalls beifällig aufgenommen wie die für die Komische Oper geschriebene „Regimentsdokter“, wenn beide Werke bei ihrer Erhauung nicht die Begeisterung erregten, mit der sie später in so reichem Maße bedacht werden sollten. Von Paris wandte Donizetti sich nach Wien, wo der gezeichnete Komponist zum k. k. Kammerkomponisten ernannt wurde, nachdem er in den Jahren 1841 und 1842 die beiden Opern „Marie von Kaban“ und „Linda von Chamisso“ für die damals noch regelmäßig stattfindende italienische Stagione des kaiserlichen Hoftheaters geschrieben hatte.

Im Jahre 1844 brachte Donizetti die Oper „Matharina Cornaro“ in Neapel auf die Bühne und begab sich dann ein drittes Mal nach Paris, wo im Jahre zuvor sein

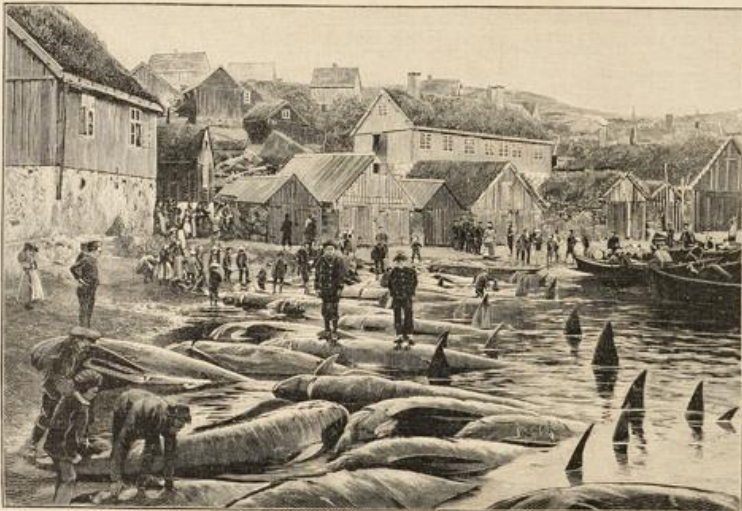
„Don Sebastian“ in der Großen und sein „Don Pasquale“ in der Komischen Oper erschienen waren. Hier sollte sein Schicksal sich entscheiden. Die ersten Spuren der Geistes- und Nervenkrankheit traten bei ihm während der Vorstellung des „Don Sebastian“ deutlich hervor. Ein Juxta mit der Sängerin Stolz, die damals das Institut inszenierte, brachte, wie es heißt, bei dem sonst so launigen und freundlichen Mann einen förmlichen Wutanfall hervor, von dem er sich nur schwer erholen konnte. Dieser Zwischenfall blieb indes ohne weitere Folgen vorübergehen zu sollen. Donizetti fühlte die alte Arbeitslust in sich erwachen, und er griff hoffnungsvoll auf sein Lieblingsprojekt zurück, den „Eganarelle“ des Rossini in einer italienischen Bearbeitung von Girard für die Komische Oper zu komponieren, allein ihm, dem sonst so leicht und rasch schaffenden Meister, der Jahre hatte, in denen er drei bis vier Opern herangebracht, und der den „Liebestrank“ in vierzehn und den „Don Pasquale“ in dreizehn Tagen zu schreiben vermochte, wollte die Arbeit nicht mehr von der Hand gehen. Die Ärzte konsultierten zunächst eine gefährliche Nervenüberreizung, konnten sich indes bald der Ansicht nicht verschließen, daß ein unheilbares Gehirnlidie vorliege. Der unglückliche Kranke wurde in einer Irrenanstalt in Vercy untergebracht und später nach seiner Vaterstadt Bergamo übergeführt, wo er am 8. April jenseits Leben erlag. Sein Tod ging bei den Stürmen, von denen damals die Kulturstaaten Europas erschüttert wurden, fast unbemerkt vorüber. Von Donizettis tragischen Opern ist wohl am häufigsten

dem Tage, der sie geboren, auch wieder dahingegangen sind, hat sich doch eine Anzahl von ihnen als feiner Bestand des derzeitigen Opernschatzes erhalten, groß genug, um das Lebenswert eines Meisters auszumachen, und jedenfalls von hinreichender Lebenskraft, um sich von Gedächtnis zu Gedächtnis weiter zu vererben.

Zu unsern Bildern.

Der neue Bürgermeister von New York, Robert van Wad, dessen Portrait wir vorführen, ist holländischer Abkunft, indessen wanderte seine Familie schon Ende des sechszehnten Jahrhunderts in Nordamerika ein. Im Columbia College studierte er Rechtswissenschaften und bestand 1880 sein Examen. Am öffentlichen Leben ergriff er zuerst 1880, und zwar als Gegner von Tammany Hall, der einflussreichen politisch-industriellen Clique, als deren Kandidat er jetzt gewählt worden ist. Die Schenkung machte er 1889 und wurde dann bei der großen Aemterverteilung, mit der stets der Wechsel im Amte des Bürgermeisters verbunden ist, mit einer einträglichen Richterstelle in City Court beehrt. Nach seiner Wahl zum Bürgermeister erklärte van Wad, der bei seinem Amtsantritt städtische Aemter mit einer Gesamtbezahlung von jährlich 250,000 Dollars zu verteilen hat, es werden alle Aemter nur mit tüchtigen Männern besetzt werden; Geburt und Nationalität sollten keinen Unterschied bilden. Anzweifelnd seine Versicherungen zu trauen ist, wird die Zukunft lehren.

Die im Van befindlichen Kanonenboote „Albatros“ und „Gänse“ bilden einen neuen Typ der deutschen Kriegsmarine, und sie sind ausschließlich für auswärtige Stationen bestimmt. Konstruiert sind sie von dem genialen Oberkonstruktionschef der deutschen Marine, Vizeadmiral Gebelmann. Die Kanonenboote sind 65,20 Meter, die größte Breite 9,10 Meter, der Tiefgang 3,23 Meter; die Boote haben eine Wasserverdrängung von 895 Tonnen. Die Armierung besteht aus vier 8,8 Centimeter - Schnellladegeschützen, je sechs 3,7 Centimeter - Maschinenkanonen und zwei 8 Millimeter-Maschinen-gewehren. Die Maschinen von 1300 angelegten Pferdekraften sollen den Schiffen eine Geschwindigkeit von 13,5 Seemeilen in der Stunde geben; auch zum Zergeln sind zwei Hochflinten vorgesehen. Die Schiffe werden nach dem Kompositumsystem erbaut, mit



Der Fang des Grindwals auf den Särder.

die „Lucia“ gegeben worden; sie verdient diesen Vorzug jedenfalls als das forstreichere und am gleichmäßigsten durchgearbeitete unter den Werken der erwähnten Art. An künstlerischem Verdienst dürfte über die „Lucia“ nicht nachzusehen, doch bedingt sie zur Geltendmachung ihrer Vorzüge einer virtuellen Wiedergabe, die man ihr nicht immer zu teil werden lassen kann. Ähnlich in ihrem einzelnen Teilen, umschließt die „Favoritin“ in ihrem beiden letzten Akten wohl das Wertvollste, was der Maestro in künstlerischer Hinsicht geschaffen. Der „Don Sebastian“ ist ganz im Geiste der französischen großen Oper gehalten und macht den von dieser Kunstgattung erforderten Reizeffekten etwas allzu große Zugehandlung. In der „Linda“ vermischt der italienische Maestro nicht ohne Glück, sich durch das Anschlagen immerer und tieferer Gefäßklänge dem Empfinden einer deutschen Juhörlichkeit zu nähern. Welchem von den komischen Werken man den Vorzug geben soll, ist schwer zu sagen. Der „Liebestrank“ und „Don Pasquale“ stehen hinsichtlich unter der Einwirkung von Rossini „Barbier“, dafür sind sie aber auch das Häßliche und Anmutigste, was unter dem Einfluß dieses herrlichen Meisterwerkes entstanden ist. Die „Regimentsdokter“ ist nicht nur in der Form, sondern auch im Geiste der französischen komischen Oper gehalten und teilt Schwächen und Vorzüge derselben, die letzteren jedenfalls in hervorragendem Maße, mit ihrer Lebensfrist, ihrer Heiterkeit und durchgängiger Formschönheit.

Wo immer das menschliche Gemüt sich für das lyrische Drama empfänglich erweist, da bleibt es dem vor hundert Jahren in Bergamo geborenen Tonmeister zu Dank verpflichtet; seit mehr als hundert Jahren haben seine Werke die Welt erheitert, und wenn die meisten von ihnen mit

Kammung und mit allen Einrichtungen versehen, wie sie der Reichtum in den Tropen bedingt. Die Bekämpfung besteht aus je 120 Mann.

Edward Grünner, der in den letzten Jahren seine Kräfte vornehmlich dem Kloster- und Weidmannsleben entnahm, lehrt mit der von uns wiedergegebenen Figur des Schloß gewissermaßen zu den Anfängen seiner Laufbahn zurück, denn mit der lebendigen Fortführung Schalepetericher Gestalten begründete er seinen Ruf. Indessen läßt er diesmal nach dem frohlichen Humor, wie er namentlich in den Fallstaff-Szenen sich äußert, freien Raum, sondern mit seiner Verjüngung des Kautmanns von Venedig schuf er ein scharf gezeichnetes Charakterbild, das kaum ein Darsteller der Bühne gleich wirksam gestalten konnte.

Der Grindwalm, dessen Fang auf den Särder, der zu Ränematt gehörenden Anstalt im Alantischen Ozean, wie veranschaulicht, ist eine Zehlpfand. Sobald der Fisch, der sechs bis sieben Meter lang wird, sich in der Nähe der Küste zeigt, stoßen einige Boote in See, und es beginnt eine Treibjagd. Durch Schläge mit den Webern und durch Steinwürfe wird die umzingelte Beute nach dem Lande zu getrieben und dorthin getrieben. Unter Bild zeigt einen Meereseinschnitt bei der Hauptstadt Thors-ham an der Insel Stromo. Die Wale sind bereits erlegt; aus dem Wasser ragen die Köpfe der toten Tiere hervor. Das Fleisch des Grindwals wird sowohl frisch als getrocknet gegessen und soll sehr viel Nahrung liefern. Der Kopf, der Sped, die Eingeweide liefern eine Menge Thran. Die erlegten Wale werden gleichmäßig unter die Räder verteilt nach einem Abzug für Staat, Kirche, Schule und Armenpflege.

Verdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schäfer in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

← Aus Zeit und Leben. →

Das Thuner Kadettencorps.

Fast jede größere Stadt in den deutschen Kantonen der Schweiz hat ihre Jugendweh, Kadettencorps genannt, und besonders sticht sich dasjenige der Stadt Thun aus, das gegenwärtig 162 Angehörige zählt. Der Thuner Kadete tritt schon mit dem letzten Lebensjahr in das Corps ein und kann darin verbleiben, bis er die Schule verläßt. Das Offizierscorps besteht aus einem Hauptmann, zwei Oberleutenants, drei Leutenants, einem Feldwebel und einem Pontier. Dazu kommen neun Sachmeister und achtzehn Korporale. Die Uniform der Soldaten besteht aus einem blauen Rock mit silbernen Knöpfen und dunkeln Hosen mit weissen Streifen. Die Offiziere sind ausgezeichnet durch Aabelbänder und rotweisse Schärpe. Bei festlichen Anlässen tragen die Kadetten weisse Gamaschen, und im Gala-Anzug erscheinen sie in weissen Hosen. Die Offiziere haben als Waffe den Säbel, die Soldaten und Unteroffiziere das Gewehr von 600 Meter

Tragweite oder die Armbrust. Abgesehen von dem gewöhnlichen Exercieren findet jede Woche eine grössere Uebung statt, und alljährlich im October wird das Auschießen veranstaltet.

Die Feier dauert eine halbe Woche lang, und den Clanzpunkt bildet der letzte Tag, an dem die ganze Stadt und viele Umwohner auf den Festplatz strömen. Die Kadetten strengen sich ganz besonders an, ihre Kunst im Schiessen zu beweisen, und hierbei wird der hohe Ausdruock Gelehr noch einmal bekräftigt. Die Schüsse sind nämlich ein Abbild des Tacannens, und wer kein Herz durchbohrt, hat ins Schwarze getroffen. Der Feiger ist als Leil verkleidet, während ein böser Teufel mit grossem Horn durch seine Stapsriolen und Späse für rechten Humor sorgt. Stände mit Chwarcen (darunter hauptsächlich Weisheit-Kestel) sorgen für die leiblichen Bedürfnisse. Jeder gute Schuß wird mit lauten Hoch und Hurraufen begrüßt. In das Schiessen in Erde, so werden die Sieger mit Geldpreisen bedacht, und es folgt der Umzug, aus dem wir einige Scenen im Bilde wiedergeben. Den Schluß der Feier bildet ein Festmahl, dem sich ein großer Ball anschließt.



Gewehrübun.



Regiment.

Nach Photographien von H. v. Wey.

Vom „Auschießen“ Fest des Kadettencorps in Thun, 12. Oktober 1897.

Ueber Land und Meer-Photographien für „Ueber Land und Meer“-Abonnenten.

Bis heute wurden bestellt von 1161 Einjendern 1863 Duzend 22356 Stück.

in Summa 22356 Stück.

Stuttgart, den 11. November 1897, Hofstraße 121/22, abends 6 Uhr.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Schach. (Fortsetzung von L. Schallers.)

Partie Nr. 4.

Abgeht im Rückwärts am 16. September 1897.

Sizilianische Partie.

Weiße: G. Schallers (Zug); Schwarze: St. Paulsen (Schlagmann).

Table with 4 columns: Zug, Weiße, Schwarze, Zug. It lists chess moves for a Sicilian Defense game.

10. Waschen heißt den Spielstein genau und nicht nach die vorliegende Positionen, die ein gewisses Spiel voraussetzt.

Die Möglichkeit dieses Zuges hatte der Spieler der schwarzen Steine übersehen.

Worträtsel.

Wenn Zehn, es fand in mir die Ruh, Und gleich zu noch ein Zeichen zu, Und sorglos mancher Preis das Thor Zur Stadt, legt man ein Zeichen vor.

Buchstabenrätsel.

Das G rüßte sich in C rüßte sich wieder, In Teufelsland bleibt es der verlag, Und Jurei dem Orient sich verlobt.

Silberrätsel.

Nicht jede 3 hat 1 und 2, So glücklich sie auch nicht bereit, Nach da's nicht jede 1 und 2.

Notizblätter.

— In einer würdigen Weihnachtsfeier im Saale gehört nach gutem alten Brauch das Besinnungsstück. eines der beliebtesten unter den neueren Christgebungen ist Carl Reinckens Lied „Es sollt sich bei dem und leise“, das für höhere und tieferer Stellungen mit Klavierbegleitung sich besser schon großer Beliebtheit erfreute.

Stumpf.

— Unter dem Titel „Der moderne Stil“ giebt der Verlag von Julius Neumann in Stuttgart, der bis durch seine Publikationen schon bemerkenswerte Verdienste um die Hebung des Kunstgeschmacks erworben hat, ein neues Werk heraus, das sich die Aufgabe stellt, bedeutende kunstgeschichtliche Verbindungen, die während der letzten Jahre innerhalb der führenden Kulturstaaten geblüht sind, in Silber zu veröffentlichen, alle geistvollsten eine internationalen Zusammenhänge aufzuweisen zu geben.



Sie erheitern sich und bringen die fidelste Stimmung in alle Familien- und Gesellschaftskreise, wenn Sie die neuesten 10 Scherze: Der unruhige Geist, X-Strahlenströme, Scherz-Orakel, Vexir-Confetti, Hierosolyma, Vexir-Selbst, Zauber-Glas, Fikales Kreiselspiel, Pflanz-Konzept, Kinematop kaufen.



Berndorfer Alpacca-Silber!!

Vollkommenster Ersatz für echtes Silber. Essbestecke, Kaffee- und Thee-Service, Schüsseln etc.

Das Berndorfer Alpacca-Silber besteht aus dem von den Berndorfer Werken eigens erzeugten silberweißen Nickelmetall, genannt Alpacca, und aus garantirt reinem Silber. Die garantierte Silberanlange beträgt 90 Gramm pr. Duzend.



Berndorfer Metallwaaren-Fabrik Arthur Krupp. Engros-Niederlage für Deutschland Berlin, Leipzigerstrasse 101/102.

„Glandulen“ Gänzlich unschädlich, hergestellt aus Bromchloriden.

Leutenkrankheiten, chronischen Katarrhen und Lungenschwindsucht. Dr. R. Sander, Rheinw., schreibt: Mein Resumé geht dahin, dass Ihre Tabletten das beste Mittel gegen Tuberkulose bis jetzt darstellen.

Nervöse erhalten in Probst über vielfält. fern. Mittel von Augsburg, Hofapotheker Berger.



Unübertroffen für Kohlen- und Gaseheizung. Versteht für Haushaltung, Hotels, Restaurants etc.

Musik-Instrumente

kaufen man besten und billigsten direkt von der Fabrik von Hermann Dölling jr., Marktneufkirchen i. S., Nr. 314.

Teppiche

in Europa und Asien, zu 3, 7, 5, 6, 8, 10 bis 100 Rth. Preislisten gratis! Sophastoffe auch Neße.

Verlangen Sie Heimchen-Spiele

in allen Spielwaaren- und Buchhandlungen. Verlag von C. Abel-Klinger, Nürnberg, gegründet 1785.